Das Aufleben des altdeutschen Minnesangs in der neueren deutschen Litteratur.

Erstes Kapitel.

Inaugural-Dissertation

der

philosophischen Fakultät der Universität Jena

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

vorgelegt von

Rudolf Sokolowsky

aus Hamburg.

Jena,

Frommannsche Buchdruckerei

(Hermann Pohle)

1891.

Dem Andenken

an meinen teuren Vater

gewidmet.

Das
Aufleben des Minnesangs
in der Wissenschaft
bis 1759.



MSH: von der Hagen, Minnesinger.

Das Wiedererwachen des altdeutschen Minnesangs in der neueren Litteratur ist an die Auffindung der großen, später von Bodmer so genannten Manessischen Liederhandschrift geknüpft. Setzt man an, dieselbe sei in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden, so sind bis zu dem Augenblick, wo sie zum ersten Male wieder an das Tageslicht gehoben wurde, mehr als zweihundert und fünfzig Jahre verflossen. Während dieser Zeit waren die Sänger jener alten Lieder so gut wie ganz vergessen worden. Das Wenige, was man von ihnen wußte, gründete sich teils auf einige alte Chroniken, teils auf dunkle Ueberlieferungen der Meistersinger. Cyriakus Spangenbergs Buch: „Von der edlen vnnd hochberüembten Kunst der Musica 2c." [1]), welches, im Jahre 1598 verfaßt, bisher nur durch den Auszug Enoch Hannmann's in seiner Ausgabe von Opitzens Prosodie [2]) bekannt war und erst in unserer Zeit herausgegeben wurde, giebt uns ein Bild von den geringen Kenntnissen, welche man bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts von den alten Minnesingern besaß. Abgesehen von dem Wartburgkrieg und den darin auftretenden Sängern weiß er bloß noch von einigen Ausläufern des Minnesangs, wie Konrad von Würzburg, Frauenlob, Regenbogen und Boppe, einige dürftige Notizen zu geben [3]). Die Inhaltsangabe, welche er von dem Wartburgkriege liefert, wird ohne Zweifel irgend eine alte Chronik, vielleicht die thüringische des Johann Rothe, zur Quelle haben.

---

1) Cyriakus Spangenberg, Von der Musica und den Meistersängern, hrsgegeb. durch Adelbert von Keller. (Bibliothek des litterar. Vereins in Stuttgart. LXII. Stuttgart 1861.)

2) vgl. unten S. 11.

3) In dem Abschnitt: Catalogus ettlicher Teutscher Meister Senger (bei Keller S. 120 ff.).

Wie nun aber zu Beginn des 17. Jahrhunderts die deutsche Litteratur neu erwachte, so begann auch das deutsche Altertum um diese Zeit wieder aufzuleben. Melchior Goldast ist derjenige, dem vor allen andern das Verdienst, hierzu angeregt zu haben, gebührt. Und wie Opitz mit seinen Reformen auf dem Gebiete der Poesie an die Spitze der neueren deutschen Litteratur zu stellen ist, so muß Melchior Goldast mit seinen ernsten und zielbewußten Bemühungen eine der ersten Stellen auf dem Gebiete der deutschen Altertumsforschung eingeräumt werden. In der Wiedererweckung des Minnesangs gehört ihm die erste.

Aus den Briefen, welche gelehrte Freunde an ihn schrieben [1]), erfährt man, auf welche Art und Weise die große Liederhandschrift in seine Hände kam. Sie befand sich um das Jahr 1600 im Besitze der Freiherrn von Hohensax, von welchen Bartholomeus Schobinger sie im Jahre 1601 entlehnte. In einem Briefe aus Sankt-Gallen vom V. Kal. August. 1601, in welchem er Goldast dieses mitteilt, fügt er zugleich hinzu, daß der Kodex sich wohl dazu eigne, von ihm (Goldast) non absque lepore et venustate magna behandelt zu werden [2]). Schon Marquard Freher und andere hatten den Kodex auf dem freiherrlichen Schlosse gesehen, Freher hatte sich sogar die Namen der Sänger und die Lieder des Kaisers Heinrich und König Konrads des Jungen abgeschrieben [3]); aber erst Goldast schenkte ihm eine größere Aufmerksamkeit. Bereits vor jenem Schreiben Schobingers hat er sich auf dem Schlosse Forsteck, wo die von Hohensax ihren Sitz hatten, aufgehalten, und hier mag er auch schon die Strophen Walthers von der Vogelweide, welche er noch im Jahre 1601 herausgab, abgeschrieben haben. Einige Zeit darauf, als er den Kodex von Schobinger selbst entlehnt bekam, kopierte er ein größeres Stück desselben und veröffentlichte im Jahre 1604 die drei großen Lehrgedichte. Sein Nachlaß gelangte nach seinem Tode in die Ratsbibliothek nach Bremen.

So viel mag hier über die erste Wiederauffindung des wert-

---

1) Virorum cll. et doctorum ad Melchiorem Goldastum epistolae. Francofurti et Spirae. 1688.

2) a. a. O. S. 55 f.

3) a. a. O. S. 58 f. Brief Frehers an Goldast vom 26. Sept. 1601. Freher zog auch in seinen Origines Palatinae (Heidelberg, ed. III. 1686) ein Paar Verse des Marners über den Lurleiberg heran (pars secunda pag. 83).

vollen Kodex genügen. Inbetreff des Näheren sei auf den kurzen Abriß der Geschichte der Manessischen Handschrift bei von der Hagen, Minnesinger, Bd. IV, S. 895—96, und auf die ausführlichere Darstellung derselben durch Bodmer und Breitinger in den Vorreden zu den „Proben" und der „Sammlung" hingewiesen. Auch Fr. X. Kraus hat den „Miniaturen der Manessischen Liederhandschrift" eine Geschichte des Kodex vorausgeschickt.

Im Jahre 1601 also hat Goldast zum ersten Male, wenn auch nur geringe Bruchstücke aus der großen Liederhandschrift bekannt gemacht. Er that dies in einem Buche, welches den Titel führt: S. Valeriani Cimelensis episcopi De bono disciplinae sermo. S. Isidori Hispalensis episcopi De Praelatis fragmentum. Melior Hamenvelto Goldastus dedit cum collectaneis. Nur in den Anmerkungen zu der Schrift des Bischofs Isidor teilt er einige, und zwar sieben Strophen Walthers von der Vogelweide mit. Bei der Feststellung des Textes zunächst hat ihn seine Phantasie — wie es ja noch in der Natur der Sache liegen mußte — gar leicht über die Klippen hinweggeführt. Manches muß ihm aber gänzlich unklar geblieben sein, z. B. wenn er für ze junc: Zeiunc oder für bote: Gote schreibt. Und auch mit dem Metrum ist es ihm hier — ähnlich wie wir es weiter unten finden werden — begegnet, daß er zwei Verse nicht richtig getrennt und dadurch einen Reim des ihm entsprechenden völlig beraubt hat.

Es konnte natürlich noch nicht die Schönheit der Lieder sein, welche ihn zu dieser ersten Bekanntmachung trieb. Er steht ihnen vielmehr noch ausschließlich mit historisch-politischem Interesse gegenüber, und wenn er sich auch hier schon einmal im Etymologisieren versucht, so sind es doch nur zwei Rechtsbegriffe (rex und künic), welche er auf ihren Ursprung zurückzuführen sich bemüht. Bezeichnend überhaupt für diesen seinen Standpunkt ist der Umstand, daß er hier über den Inhalt des neu aufgefundenen Kodex nur berichtet, es seien in ihm viele Lieder enthalten, in welchen vornehme Deutsche den Kaiser zur Verteidigung des Staates und der Kirche gegen die Anmaßungen des Papstes anrufen. So ist denn unter den sieben hier von ihm citierten Strophen Walthers auch keine einzige, welche nicht dieses oder entsprechenden Inhalts wäre. Inwieweit er aber hier noch hinter dem völligen Verständnis dieser Strophen zurückgeblieben ist, beweist er dadurch, daß er nicht nur die Entstehung der Handschrift, sondern auch Walthers Leben und Dichten in die Zeit

Heinrichs IV. verlegt. Wollte jemand hierin einen Druckfehler für Heinrich VI. erblicken, so ist die zweimalige ausdrückliche Erwähnung Heinrichs IV. stark genug, diesen Einwurf zurückzuweisen.

Von weit größerem Einfluß und von weit größerer Bedeutung war Goldasts nächste Publikation aus dem Kodex. Im Jahre 1604 gab er zu Lindau heraus: Paraeneticorum veterum pars I., worin er hinter mehreren lateinischen Schriftstellern den König Tyrol, den Winsbecke und die Winsbeckin vollständig veröffentlichte und auch die ihnen in der Handschrift zugehörigen Bilder reproduzierte. Allen dreien fügte er erklärende Anmerkungen hinzu mit einer Fülle von Belegstellen aus den übrigen Dichtern der großen Handschrift und aus einer ganzen Reihe von teils altklassischen und altdeutschen, teils zeitgenössischen Schriftstellern, von denen ich hier nur nennen will: Otfried, Notker, Wirnt von Gravenberg, den Stricker; Plinius, Plutarch, Gellius, Tacitus, Plautus, Cicero; Homer; auch den Verfasser des französischen Parzival und von seinen Zeitgenossen Bartholomeus Schobinger und Marquard Freher.

Schon die Vorrede zu seinen animadversiones kann als bedeutungsvoll für das Aufkeimen der Liebe zur deutschen Vergangenheit gelten. In der Erforschung des klassischen Altertums, sagt er, scheue man weder Aufwand noch Mühe; at qui — so fügt er in stolzem Selbstbewußtsein hinzu — at qui maiorum monumenta pari industria indagaret, vidisti adhuc neminem. Natürlich war ihm der Kodex vorläufig ein Zeugnis von Deutschlands Vergangenheit überhaupt; aber er hat bereits gelernt, dieselbe in Ehren zu halten, wenn er sagt, nicht eher habe er die Sitten und Gebräuche der Vorfahren völlig durchschaut, als bis er sich an die Lektüre derjenigen Werke gemacht, welche uns in heimatlicher Sprache von ihnen Kunde geben. Sehr deutlich gesteht er, daß deutschen Schriften auch ein deutsches Gewand gebühre: nunc hos scriptores in antecessum damus, exotico h. e. Latino habitu ornatos (pag. 349). Aber der Umstand, daß sein Buch nicht nur Deutschen, sondern auch Ausländern gewidmet sein solle, bestimmt ihn, dieser seiner Ueberzeugung untreu zu werden [1]).

Inbetreff des altdeutschen Textes hat auch hier wie ebenfalls

---

1) factum (d. h. daß er Latein schreibt) multi erunt qui sugillaturi sint. Sed quo iure, mi civis, et tu, peregrine? utrisque enim scribimus . . . . .

später die bei seiner ersten Veröffentlichung gemachte Bemerkung Gültigkeit. Das Versmaß der drei großen Lehrgedichte jedoch hat er durchgehends richtig festgestellt; wie er sich aber in metrischen Fragen den übrigen Dichtern der Handschrift gegenüber verhielt, kann, da die an diesem Orte gegebenen Auszüge zu gering sind, erst weiter unten bei der Besprechung seiner Publikationen in der Replicatio pro imperio gezeigt werden. Hier dagegen müssen vor allem seinen animadversiones einige Worte gewidmet werden.

So neu wie die Hervorkehrung der alten deutschen Litteraturdenkmäler war, so fremd und unverständlich mußte natürlich die alte Sprache sein. Wollte Goldast daher seinen Zeitgenossen ein Denkmal aus Deutschlands Vergangenheit vor die Augen legen, so war er ihnen vor allen Dingen eine Erklärung der Sprache desselben schuldig. Hierin liegt es begründet, daß ein großer, fast der größte Teil seiner Anmerkungen grammatisch-sprachlicher Natur ist. Namentlich gehören auch hierher seine, allerdings noch recht schwachen etymologischen Versuche. Es ist zwar ein gewisses Streben nach streng wissenschaftlicher Deutung hierbei nicht zu verkennen, z. B. wenn er die Entstehung des deutschen *f* aus dem griechisch-lateinischen *p* erkennt (S. 488) und dafür eine große Menge von Belegen sammelt. Aber was soll man sagen, wenn er das Wort: die Acht von aqua herleitet und die Redensart: Acht und Bann infolgedessen mit der lateinischen aquae et ignis interdictio in Verbindung bringt [1])? Besser muß es uns gefallen, wenn er auf den Bedeutungswandel der Wörter eingeht und beispielsweise bemerkt, daß das Wort diu ê früher die Bedeutungen von foedus, praeputio, signatum pactum, omnis cuiusque sectae religio, fides, fidelitas gehabt habe, während es in seiner Zeit bloß von dem foedus nuptiale gebraucht werde [2]).

Neben der alten Sprache suchte er aber auch vor seinen Lesern ein Bild von der alten Zeit zu entrollen, nicht bloß von dem Mittelalter, sondern überhaupt von den ältesten Zeiten germanischen Lebens bis herab zu seinen eigenen Tagen. Er kennt die Germania des Tacitus [3]) und benutzt sie zum Verständnis der germanischen Vorzeit. Eine größere Reihe von Citaten aus mittelalterlichen Schriften dient ihm sodann dazu, von der Zeit derjenigen Dichter, deren Werke

---

1) S. 428.
2) S. 367.
3) S. 377.

er an das Licht stellen will, ein Gemälde zu entwerfen. Dem Wolfdietrich entnimmt er eine Stelle, welche von der Erziehung der jungen Adligen handelt. Auf S. 437 f. spricht er über die alte Einteilung des Landes in huoben, während er auf S. 402 eine Anmerkung zu geben weiß über das Waffentragen der Vornehmen zur Zeit Friedrichs I.

Wenn sich aber dies alles mehr auf die deutsche Vergangenheit im allgemeinen bezog, so bemüht Goldast sich doch auch, seinen Lesern das litterarhistorische Verständnis der Denkmäler, welche er ihnen vorlegt, zu erleichtern. Seinen Anmerkungen zu den drei Lehrgedichten schickt er jedesmal einige Worte über die Verfasser derselben und deren Herkunft voraus. Hinter dem König Tyrol beispielsweise vermutet er ein ursprünglich lateinisches Gedicht — denn es sei damals Sitte der hohen Herren gewesen, ihre Gedichte anderen, sei es zur Uebersetzung oder zum Vortrage im Gynaeceum, zu übergeben —; den Winsbecke und die Winsbeckin hingegen, welche er übrigens auch für die Verfasser der beiden großen Gedichte hält, verlegt er an den Hof Friedrichs I. und Heinrichs VI. zurück.

Man erkennt, daß sein eigenes Verständnis ebenfalls bereits Fortschritte gemacht hat; und dabei ist es auch sehr erfreulich, zu sehen, wie sich bei ihm doch auch hier und da schon das Vergnügen und die Freude an den Dichtungen selbst einstellt. Er ist nicht blind gegen einige eigentümliche Wendungen der Dichter und zieht sogar Parallelstellen aus dem klassischen Altertum heran. Allerdings hätte man aber an einer Stelle, wo er erwähnt, daß diese Dichter gar oft die „Göttin Minne“ besungen hätten, eine Bemerkung darüber verlangen dürfen, daß das Lob und der Preis der Minne überhaupt die Eigentümlichkeit dieser Dichter ist. Jedoch man verzeiht ihm dies Versäumnis, wenn man ihn zum Beispiel von der Strophe des Marners: der eren spiegel ist diu scham (MSH XV, 16) sagen hört: nihil potuit dici elegantius, nihil pulchrius, nihil denique verius, oder von der Strophe des Bruders Wernher (MSH V, 1): So we dir, werlt, so we im der dir volgen muoz: quomodo mundus sui decipiat amantes, nemo melius Wernhero potuit explicare.

So sind es denn hier in den Paraenetici doch die Dichtungen selbst, um derenwillen Goldast sich mit ihnen beschäftigt, wenn man auch gestehen muß, daß er ihre besonderen Eigentümlichkeiten noch nicht völlig durchschaut hat. So viel ist jedoch dankend und

rühmend anzuerkennen, daß das einseitige historisch-politische Interesse, welches ihn in seiner ersten Publikation aus der Handschrift noch beherrscht hatte, hier, abgesehen von einigen wenigen Bemerkungen, in den Hintergrund getreten ist. Unter dem ausschließlichen Einfluß desselben jedoch sehen wir ihn wieder in der: Replicatio pro sac. caesarea et regia Francorum maiestate, illustrissimisque imperii ordinibus, adversus Iacobi Gretseri Iesuitae e societate Loyolitarum etc. Hanoviae MDCXI. In diesem Buche spricht er auf S. 281 ff. über die vielfachen Ungerechtigkeiten und Vergehungen, deren sich die Päpste im Laufe der Geschichte schuldig gemacht haben. Zum Beweise dafür bringt er aus unserem Liederkodex, nachdem er auch des Winsbecken Erwähnung gethan, eine Reihe von Strophen Walthers, ferner von dem von Wengen, Reinmar von Zweter, dem Marner, Meister Sigeher und dem Kanzler herbei. Namentlich aber hat auch hier wieder Walther von der Vogelweide — den er hier übrigens Caesaris Philippi consiliarius domesticus nennt — ihm den meisten Stoff geliefert; er schreibt von ihm neben ein paar vereinzelten Versen wiederum sieben volle Strophen aus, und zwar wiederum nur solche politischen, bez. antipäpstlichen Inhalts. Aesthetischen Urteils hat er sich dieses Mal fast ganz enthalten, nur einmal weiß er von einer Strophe des von Wengen (MSH I, 2) die Eleganz zu rühmen. Im übrigen verweist er gleich von vornherein auf seine Publikationen aus dem Kodex in den „Paraenetici".

Für uns aber sind Goldasts Minnesinger-Citate in der Replicatio deshalb von besonderem Interesse, weil wir durch den Umstand, daß er hier größtenteils volle Strophen bringt, in den Stand gesetzt werden, etwas über sein Verhältnis zu metrischen Fragen zu ermitteln. Daß auch hierbei seine Phantasie gar oft mitgespielt hat, ist erklärlich; er kümmert sich nicht allzu ängstlich darum, ob an dieser oder an jener Stelle ein Daktylus oder Trochäus zu setzen sei. Namentlich aber hat er hier oft, wie wir es schon einmal in seinen Anmerkungen zum Isidor beobachten konnten, in der richtigen Trennung der Verse geirrt. Entweder hat er sich — vielleicht durch einen Schreibfehler in der Handschrift — verleiten lassen, einen Reim des ihm zugehörigen völlig zu berauben, z. B. in der Strophe Walthers MSH LXXI, 8, wo er — verführt durch die falsche Form: der helle mor*e* — nicht erkannt hat, daß die Reime: ror und kor auch hinter mor einen Versschluß verlangen; oder aber er

hat sich auch nicht gescheut, einem bloßen Anklang zu Liebe einen Vers in zwei zu zerlegen. Zweimal ließ sich dieses Mißverständnis beobachten; als Reime in diesem Sinne gelten ihm: Rome—krone, werlt—gert (MSH Walther LXX, 14; Reinmar von Zweter 136). Es ließen sich noch mehrere derartige Beispiele falscher Verstrennung anführen. Es mag jedoch zum Schlusse unserer Betrachtung über Goldast hier nur noch bemerkt werden, daß er auch in seinen Alemannicarum rerum scriptores aliquot vetusti (1606) einige wenige Verse Dietmars des Setzers und des Marners zur Erklärung zweier unverständlicher Ausdrücke (krumbstab und kranûtz nagen) herausgreift (tom. I, p. 186 u. 205).

Im großen und ganzen darf Goldast bei allen seinen Schwächen unsere Anerkennung nicht versagt werden; auf seine Zeitgenossen und namentlich seine näheren Freunde übten seine Publikationen aus der Liederhandschrift großen Einfluß. Den Lehrgedichten in den „Paraenetici“ schickt er selbst eine Stelle aus einem Briefe des kaiserlichen Rates Johann von Schellenberg an Schobinger voraus. Derselbe spricht darin sein Vergnügen an der Lektüre der alten Liedersänger aus und freut sich — ähnlich wie Goldast sich dort selbst äußert — bemerken zu können, daß nun die deutsche Sprache allmählich die lateinische, wenn auch noch nicht völlig überwinden, so doch ihr gleichkommen werde. Ein interessantes Bild aber, wie Goldasts Veröffentlichungen auf die Gelehrten seiner Zeit gewirkt, geben wiederum die Virorum cll. et doctorum ad Melchiorem Goldastum epistolae (1688)[1]). Schon am V. Kal. August. 1601 schreibt, wie bereits oben hervorgehoben wurde, Bartholomeus Schobinger aus Sankt-Gallen, er habe die alten Lieder mit Vergnügen gelesen, und fordert Goldast auf, sie selbst zu kommentieren. Ebenfalls noch im Jahre 1601 (am 26. Sept.) giebt Marquard Freher in einem Briefe aus Heidelberg seiner Freude über dieselben Ausdruck, bedauert aber von ganzem Herzen[2]), gehört zu haben, daß der wertvolle Kodex bei einer Feuersbrunst zerstört worden sei, und bittet Goldast, ihm alles, was er aus demselben excerpiert habe, mitzuteilen. Nachdem Goldast nun aber im Jahre 1604 ein etwas ausführlicheres und klareres Bild von dem Schatze vor seinen Zeitgenossen entrollt hatte, hören wir von den verschiedensten Seiten

---

1) cf. oben S. 2.
2) serio animo excrucior.

Lobesaussprüche über denselben. Markus Welser [1]) wünscht nähere Auskunft über den Kodex zu erhalten und sehnt sich nach einer Gesamtveröffentlichung desselben [2]). Kaspar Waser, welcher die Handschrift selbst gesehen, rühmt sie als certe insignis et te (i. e. Goldast) dignus (codex) aliisque viris summis [3]), während der Herausgeber des Plautus, Friedrich Taubmann, mit Bezug auf seine 1609 erschienene Edition von Pseudo-Virgils Culex Goldast bittet, seiner ausgezeichneten Hochachtung gewiß zu sein [4]). Bekannt ist, wie selbst der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz mit allen Mitteln danach strebte, die kostbare Handschrift in seinen eigenen Besitz zu bekommen. Als er sie endlich für seinen Heidelberger Bücherschatz erworben, giebt er sie noch einmal Goldast zur Vollendung der von Schobinger begonnenen Abschrift in die Hände, verlangt aber die baldige Rücklieferung. Leider war es Goldast weder vergönnt, diese Abschrift zu Ende zu führen, noch die ganze Handschrift, wie er beabsichtigte, zu veröffentlichen; erst mehr als hundert Jahre sollten verfließen, bis dies zur Ausführung kam. Während dieser Zeit sind aber die alten Liederdichter, trotzdem daß der Kodex in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges nach Paris entführt wurde, dennoch nicht wieder ganz vergessen worden.

Schon im Jahre 1609 bemüht sich Friedrich Taubmann, Professor in Wittenberg, die Kunde von ihnen weiter hinauszutragen. In diesem Jahre gab er zu Wittenberg eine kommentierte Ausgabe von Virgils Culex [5]) heraus, worin er in der Vorrede nach einem kurzen Ueberblick über die alte deutsche Poesie auf Goldasts Verdienste um die Auferweckung derselben zu sprechen kommt. Er druckt sodann elf volle Strophen des Winsbecke nach den Paraenetici ab und giebt auch noch in der Vorrede einzelne Citate aus dem Bruder Wernher und Reinmar von Zweter. In seinen Anmerkungen kommt er noch einmal auf diesen Punkt zurück und nimmt S. 103 ein größeres Citat aus der Winsbeckin, S. 120—121 neben einigen von Goldasts Anmerkungen auch ein paar Stellen aus dem Heldenbuch, dem von Wengen, Reinmar von Zweter, Walther von der Vogel-

---

1) prid. Non. Febr. 1604.
2) VI. Id. Sept. 1604.
3) 30. August 1607.
4) 17. Jan. und 16. März 1610.
5) auch in der von Taubmanns Sohne veranstalteten Gesamtausgabe des Virgil aus dem Jahre 1618.

weide, dem Tannhäuser, dem Kanzler und mehreren anderen herüber. Er ist voll des Lobes für Goldast und seine altdeutschen Bemühungen und scheut sich auch nicht, dessen oben erwähnte Worte in das Extrem zu wenden und zu behaupten, daß die Gesänge dieser alten Deutschen den Werken der Griechen und Römer zum mindesten gleichgesetzt werden müssen. Im Hinblick auf die zeitgenössischen Zustände der deutschen Poesie aber bedauert er, daß jene glänzende Periode so rasch habe vorübergehen sollen. Und wenn er gar daran denkt, wie man auf lächerliche Grabschriften seine dichterische Kraft verschwendet, so erscheint ihm der alte Ruhm auf das schändlichste befleckt.

Aehnlicher Worte wie Taubmann bedient sich Martin Opitz zu verschiedenen Malen. Schon im Aristarch (1617) gedenkt er in gleicher Weise der Verdienste Goldasts und schreibt nicht nur aus den Paraenetici eine Strophe des Marners (MSH XV, 16) aus, sondern findet auch in den Liedern dieser Sänger so viel Anmut, daß er sich der alten deutschen Sprache und Poesie nicht schämen zu müssen glaubt und den Untergang eines so glücklichen poetischen Geistes auf das lebhafteste beklagt. Wenn er hier die Paraenetici als seine Quelle selbst genannt hat, so hat er im 4. Kapitel seines Buches von der Deutschen Poeterey sowohl die Namen der Dichter, als auch eine Strophe Walthers (MSH I, 17—20_3) aus der Replicatio herübergenommen. Auch hier bedauert er den Niedergang der deutschen Poesie, bekennt jedoch, daß die Ursache davon nicht gar leicht zu geben sei. Aber auch er schreckt ebenso wie Taubmann nicht davor zurück, diese Dichter „manchem stattlichen lateinischen Poeten an erfindung vnd ziehr der reden" an die Seite zu stellen. In den Vorreden zu den mannigfachen Ausgaben seiner Gedichte sodann (1625, 1629 u. a.) erwähnt er, daß nicht nur Karl der Große, sondern auch viele andere Potentaten und große Männer neben den Ritterspielen die deutsche Poesie gepflegt haben. Er führt nach Goldast mehrere derselben mit Namen an und spricht die Ansicht aus, daß man deren Sachen wohl zum Teil noch, wenn man in Klöstern und sonsten die Bücher aufschlüge, finden würde.

Man sieht, daß Opitz der erste ist, welcher die Frage nach den Gründen für das rasche Verschwinden der alten glücklichen poetischen Zeitumstände aufwirft, und daß er auch als der erste zum Suchen nach weiteren alten Handschriften auffordert. Aus allen seinen Aeußerungen erhält man aber trotzdem den Eindruck, als ob sie mehr

der Ausdruck des vaterländischen Stolzes als der des wirklichen Verständnisses sind; und etwas anderes läßt sich von Julius Wilhelm Zinkgref auch nicht sagen, welcher in der dedicatio vor seiner Ausgabe von Opitzens „Teutsche Poemata vnd Aristarchus" (1624) im Anschluß an Goldast eine ähnliche Bemerkung macht, wie sie Opitz in jenen Vorreden giebt.

Opitz hat nun bis zu seinem Lebensende den Minnesingern ein lebhaftes Interesse bewahrt. Aus der Vorrede und den Anmerkungen zu seiner kurz vor seinem Tode erschienenen Ausgabe von dem Rhythmus de Sancto Annone (1639) — worin er übrigens wiederum mehrere Citate ausschreibt — erkennt man am klarsten, wie er sich Zeit seines Lebens denselben gegenüber verhalten hat. Mehr als ein Mal hatte er, durch die Lieblichkeit ihrer Verse entzückt, Goldast um weitere Mitteilungen gebeten; und auch jetzt noch weiß er von ein paar Versen des Winsbecke (Str. 27) die singularis elegantia zu rühmen und verlangt ungeduldig mehr von den alten Liedern kennen zu lernen. Goldast aber, der ihm im übrigen nach seiner Aussage immer bloß ungewisse und unbestimmte Antworten gegeben hatte, war nicht mehr unter den Lebenden, seine Papiere waren nach Bremen geflüchtet und der wertvolle Kodex selbst aus Heidelberg geraubt und nach Paris entführt worden. So mußte denn Enoch Hannmann, als er im Jahre 1658 Opitzens Prosodia Germanica oder Buch von der Deutschen Poeterey zu Frankfurt mit Anmerkungen herausgab, sich damit begnügen, noch einmal auf Goldasts Paraenetici hinzuweisen, und konnte zur weiteren Kenntnis jener alten deutschen Sänger bloß einen Auszug aus Cyriakus Spangenbergs oben erwähntem nachgelassenem Manuskripte: „Von der edlen vnnd hochberüembten Kunst der Musica etc." herbeibringen. Ja, B. Kindermann, Konrektor in Altbrandenburg, welcher im Schwanenorden den Namen Kurandor führte, scheint sogar, als er in seinem 1664 zu Wittenberg erschienenen Buche: „Der Deutsche Poet . . ." aus diesem Auszuge bei Hannmann die Sänger des Wartburgkrieges und die übrigen von diesem nach Spangenberg angeführten Dichter erwähnte, weder von Goldasts noch Taubmanns und Opitzens Veröffentlichungen auf diesem Gebiete etwas gekannt zu haben.

Bis zu der zweiten Auferweckung der Minnesinger in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mußte also alle Kenntnis von denselben auf Goldast, Taubmann, Opitz und dem Auszuge aus Spangenberg

bei Hannmann ruhen. In welcher Weise nun die Publikationen und Aeußerungen dieser vier Männer bis zu jenem Augenblicke von den deutschen Gelehrten und Schriftstellern gekannt und benutzt worden sind, dies zu zeigen, ist jetzt unsere Aufgabe.

Als der erste griff im Jahre 1629 Christoph Besold in seinem Thesaurus practicus (Tubing.) auf Goldast zurück, indem er aus dessen Anmerkungen zu den Paraenetici eine größere Reihe herausgriff und mit den Citaten aus den Dichtern selbst für seine Zwecke verwertete. Dabei ist er jedoch recht kritiklos verfahren, was unter anderm daraus hervorgeht, daß er auch Goldasts merkwürdige Etymologie des Wortes „Acht" (vgl. oben)[1]) ohne weiteres acceptiert (S. 89). Gleichwohl beweist der Umstand, daß Besold Goldasts Veröffentlichungen in den Paraenetici ziemlich häufig heranzieht, auf jeden Fall, daß ihm dieselben als Denkmäler von Deutschlands Vergangenheit und alter Sprache von besonderer Wichtigkeit erschienen.

Ihm gegenüber scheint Christoph Arnold (1627—85), welcher in den Anmerkungen zu seinem im Jahre 1649 zu Nürnberg erschienenen „Kunstspiegel hoch-Teutscher Sprache" gesteht, daß er die Gedichte des Winsbecke aus Taubmanns Ausgabe des Culex kennt, sich nicht sehr für dieselben begeistert zu haben, da er die „Red- und Reimart des Edlen Ritters Winsbecke" fast für ebenso „vermottert und wurmstichig" erklärt wie diejenige des Ascenas, des Stammvaters der deutschen Sprache, welchen er mit schimmelgrauen Haaren und haariger Brust in Gedanken geschaut haben will. Und in ähnlicher Weise weiß Andreas Tscherning in seinem: „Unvorgreifflichen Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprach-Kunst" (Lübeck 1654) durch Heranziehung der Minnesinger seine Zeitgenossen bloß vor dem Gebrauch „alter und verlegener Wörter" wie Werelt statt Welt, zu warnen, während sich der Verfasser des Buches: „Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz. Straßburg 1644", welcher sich Chorion nennt, mit der bloßen Herübernahme einiger Citate aus den „Paraenetici" begnügt[2]).

Auf Joh. Michael Moscherosch haben die Minnesinger einen bedeutenderen Eindruck gemacht. Er hat in seinen Gesichten Philanders

---

1) Seite 5.

2) Ueber dieses Buch vgl. Erich Schmidt, Zeitschr. f. D. Altertum, 23, S. 76.

ihrer an verschiedenen Orten Erwähnung gethan. Im dritten Gesichte des zweiten Teiles zunächst, welches „Weiberlob“ betitelt ist, schildert er ein Turnier vor Kaiser Heinrich I. zwischen den Grafen Friedrich von Appermont und Heinrich von Hoye. Ersterer hatte der Tochter des Grafen Wibrecht von Lyningen, welche die Braut Heinrichs von Hoye war, zugelächelt und war deshalb von diesem zum Zweikampf herausgefordert worden. Als der Graf von Appermont zum Beginn des Turniers in die Schranken reitet, läßt ihn Moscherosch nicht nur die hohe Versammlung begrüßen, sondern auch das vollständige, in der Manessischen Handschrift dem Grafen von Leiningen zugeschriebene Lied singen.

Woher hat Moscherosch dieses Lied genommen? Die Lösung dieser Frage ist mir leider nicht gelungen. Aus Goldast wenigstens kann er dasselbe nicht geschöpft haben, da dieser in den Paraenetici (p. 356) bloß die beiden ersten Verse der zweiten Strophe anführt. Ich muß mich infolgedessen damit begnügen, einige Anhaltspunkte zu weiteren Nachforschungen zu geben.

Nachdem Moscherosch jenes Turnier erzählt, macht er auf Seite 831[1]) die Schlußbemerkung: „Die Geschichte aber ließ der Keyser nach seinem rühmlichsten Teutschen Heldenbrauch beneben dem Liedlein in das Gesellenbuch (in Lesung wessen er sich, wann er von der Vogel-Jagd kame, erlustigte) einschreiben zu ewiger Gedächtnuß.“ Man erkennt sofort, daß man es hier mit einer Erfindung Moscherosch' zu thun hat, denn das Lied des Grafen von Leiningen läßt sich natürlich nicht in die frühe Zeit Heinrichs I. zurückverlegen. Was das Turnier betrifft, so hat es den Anschein, als ob Moscherosch dasselbe aus eben der Quelle genommen habe, aus welcher der Turnierkatalog im vierten Gesichte des zweiten Teiles, „Turnier“ betitelt, stammt. Will man eins der dort aufgezählten Turniere mit demjenigen im „Weiberlob“ identifizieren, so erscheint das erste, aus dem Jahre 935, als das einzige, nicht nur deshalb, weil es zur Zeit Heinrichs I. stattfindet, sondern auch aus dem Grunde, weil hier Graf Friedrich von Appermont und Wipperecht von Leiningen als die Kämpfer genannt werden. Zum mindesten aber müßte — wie in die Augen springt — Moscherosch dieses Turnier umgeändert haben. Inbetreff der Quelle jedoch, aus welcher er diesen ganzen Turnierkatalog genommen hat, ist hier vielleicht die Vermutung am

---

1) Ich benutzte die Ausgaben von 1645 und 1646.

Platze, daß er im Schlosse des Grafen von Leiningen-Dachsburg, bei dessen Söhnen er von 1626—28 die Stelle eines Hofmeisters bekleidete, eine alte Familienchronik vorgefunden habe. Der Umstand, daß in seinem Turnierregister nicht weniger als zehnmal sieben verschiedene Grafen von Leiningen genannt werden, scheint mit Bestimmtheit darauf hinzudeuten.

Soll dieselbe jedoch dann auch die Quelle für das erwähnte Lied sein, so würde mit dieser Annahme noch zweierlei in Einklang gebracht werden müssen. Erstens müßten dann doch wohl auch die sieben Verse des Freiherrn von Rotenburg, welche Moscherosch im Weiberlob auf Seite 867 anführt und welche sich bei Goldast ebenfalls nicht vorfinden, aus derselben Quelle geflossen sein. Sodann aber müßte durch dieselbe seine Aufmerksamkeit auch auf Milon (Meinloh) von Sevelingen hingelenkt worden sein, denn auf diesen muß man doch schließen, wenn man Moscherosch im Gesichte: Von Tragedien und Hellischen Geistern (V. Teil, S. 373) sagen hört: „In einer Stadt Hircano genandt, fande ich einen von Adel, einen dapfferen schönen jungen Mann .... Dieser Cavalier hieß mit Namen Milon .... Er machte schöne Vers, in welchen er sein Leiden zu erkennen gab, vnd richtete allerley Ritterspiel vnd Ringebrennen seiner Dame zu Ehren an."

Bisher ist immer angenommen worden, daß Moscherosch diese seine Citate selbständig aus der Handschrift geschöpft habe. Die Möglichkeit ist natürlich gegeben, da er sich sowohl zwischen 1624 und 1626, als auch noch einmal im Jahre 1645 in Paris aufhielt, und man könnte zur Aufrechthaltung dieser Behauptung auch noch den Umstand heranziehen, daß er vielleicht durch das Bild in der Manessischen Handschrift, welches dem Grafen von Leiningen angehört und ein Turnier darstellt, auf den Gedanken gebracht worden ist, gerade das Leiningensche Lied mit dem Turnier in Verbindung zu bringen[1]). Unwahrscheinlich jedoch wird diese Annahme, wenn man bedenkt, daß zu seinen Citaten aus dem Winsbecke und Reinmar von Zweter nicht der Codex, sondern Taubmanns Ausgabe des Culex die Quelle gewesen ist. Die Strophe Reinmars von Zweter (MSH II, 230) und die fünf Strophen der Winsbeckin, welche er im „Weiberlob" S. 886 giebt, fanden wir bereits bei Taubmann

1) Vgl. die Abbildung bei Franz Xaver Kraus, Die Miniaturen der Manessischen Handschrift.

in den Anmerkungen Seite 103 f., die elf Strophen des Winsbecke hingegen, die er am Schlusse des Gesichtes „Thurnier" abgedruckt hat, gab Taubmann bereits in seiner Vorrede [1]). Aus Taubmann stammt ferner die Bemerkung Moscherosch', daß der Winsbecke um das Jahr 1153 gelebt habe; und der Umstand, daß beiden in der Strophe Reinmars ein und derselbe Vers (8.) fehlt, den wir aber bei Goldast finden, beweist endlich unumstößlich Moscherosch' Abhängigkeit von Taubmann.

Will man Moscherosch' Verhältnis zu den Minnesingern in kurze Worte fassen, so muß man sagen, daß er sich augenscheinlich bemüht, vor seinen Lesern ein poetisches Bild von der Zeit des Turniers und des Minnesangs zu entwerfen. Man hat darin wohl einen der ersten Versuche einer dichterischen Verherrlichung des Mittelalters in der neueren Litteratur zu erblicken.

Fast gleichzeitig mit ihm griff Georg Philipp Harsdörffer auf die alten Liederdichter zurück. Im ersten Teile seiner „Frauenzimmer-Gesprechsspiele" aus dem Jahre 1644, und zwar hinten in der „Schutzschrift für die teutsche Spracharbeit und derselben Beflissene", macht er, nachdem er auf S. 27 der etymologischen Bestrebungen Goldasts und Schottels gedacht hat, auf S. 43 ff. den Versuch, zu zeigen, daß „jederzeit unter den Teutschen erweckte Geister gewesen". Zum Beweise dafür erwähnt er in Anlehnung an die Paraenetici, daß es bei den alten Deutschen des Adels größter Ruhm gewesen sei, die Lanze und die Feder wohl zu führen, und bringt eine Reihe von Dichtern der großen Handschrift mit Namen herbei. Wenn aber Goldast, wie wir auf S. 6 gesehen haben, in der Einleitung zu seinen Anmerkungen zum König Tyrol, wo er über die Entstehung dieses Gedichtes spricht, die Bemerkung macht, es sei in der alten Zeit Sitte der hohen Herren gewesen, ihre Gedichte andern zum Uebersetzen oder zum Vortrage zu übergeben, so weiß Harsdörffer im Anschluß an diese Worte Goldasts merkwürdiger Weise sogleich eine größere Reihe von solchen Singern und Dichtern, welche die Gedichte „hoher Standespersonen" vortrugen, namhaft zu machen. Es berührt sehr sonderbar, wenn man daselbst in buntem Durcheinander Namen findet wie: Biterolf, Boppe, Folcuin, Kero, Marner, Nithart, Notker, Otfried, Sigeher, Tanhäuser, Werner, Williram u. a. Eines ähnlichen Anachronismus macht sich Harsdörffer im Specimen Phi-

1) Vgl. oben S. 9.

lologiae Germanicae (Norib. 1645) schuldig, wenn er dort auf S. 175 die Liederdichter der großen Handschrift ohne weiteres mit den Meistersingern identifiziert und ihnen eine Tageweise, Ritterweise und Rosenweise zuschreibt. Opitz, Taubmann und Schottel, welche er neben Goldast kennt, haben sich solchen Fehlers niemals schuldig gemacht. Bei Schottel allerdings liegt die Sache nicht so ganz klar, insofern er in seiner „Teutschen Vers- oder Reimkunst" (Wolfenbüttel 1645) bald von den eigentlichen Meistersingern spricht, bald aber auch sämmtliche alte deutsche Dichter mit diesem Namen zu benennen scheint [1]). Aber er redet hier nicht eigentlich von den Minnesingern. In seiner „Ausführlichen Arbeit von der teutschen Haubt Sprache" (Braunschweig 1663) dagegen wendet er auch diesen speziell sein Interesse zu, nimmt nicht nur zur Probe für die Poesie der alten Deutschen aus Taubmanns Vorrede zur Culex-Ausgabe sowohl die elf Strophen des Winsbecke, als auch die Strophe Wernhers: So we dir werlt, so we im der dir volgen muoz herüber, sondern schreibt auch aus Goldasts Vorrede zu den Paraenetici einen größeren Teil heraus, enthält sich dabei jedoch jeglichen Urteils über diese Gedichte [2]).

Weit mehr Interesse für uns hat August Buchner, und zwar insofern, als er in den beiden erst nach seinem Tode herausgegebenen Büchern: „Kurzer Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst, herausgeg. durch M. Georg Gözen. Jehna 1663" und „Anleitung zur deutschen Poeterey, hrsg. von Prätorius. Wittenberg 1665" dem Versmaße der Minnesinger seine Aufmerksamkeit zuwendet. Ueber „Des Buchners deutsche Poesie", zu welcher diese beiden Bücher nur Nebenausgaben sind, sei auf Borinski, Poetik der Renaissance (Berlin 1886) S. 133 verwiesen. Einen Beleg zu Borinskis Behauptung, daß der Ausgabe von M. Georg Göze Buchners Diktate zu Grunde liegen, gebe ich weiter unten auf Seite 18 f. In beiden Ausgaben aber stimmen diejenigen Aeußerungen Buchners, welche uns hier angehen, fast wörtlich überein. Nachdem er den Vers Reinmars von Zweter: daz er des niht enpflak bi sinen ziten als Beispiel für einen richtigen versus communis weiblicher Art hingestellt hat, bemüht er sich, an dem Verse des Kanzlers: Die pfaffen vürsten sint ir wirden teil beroubet nachzuweisen, daß die alten Deutschen be-

1) Vgl. SS. 120 f. und 302.
2) SS. 1021 f. und 1196 f.

reits selbständig die zwölf- und dreizehnsilbigen jambischen Verse gekannt und von den Franzosen bloß die Bezeichnung Alexandriner für dieselben herübergenommen haben. Um aber zu zeigen, daß ihnen auch bereits anapästische und daktylische Verse bekannt und vertraut gewesen, schreibt er aus Goldast drei Strophen Ulrichs von Lichtenstein aus und erwähnt, daß auch bei Walther von der Vogelweide und in andern alten deutschen Gedichten daktylische Verse mit unterlaufen. Wenn er jedoch sagt, er habe jene Strophen Ulrichs in wenig Worten geändert, so bezieht sich das ausschließlich auf die Schreibung der Wörter, indem er die Hauptwörter, einige Ausnahmen abgerechnet, mit großen Anfangsbuchstaben schreibt und das v, welches sich bei Goldast in Wörtern wie „vnd" und „vf" findet, durch u ersetzt.

Auf Buchners Anregung zurückzuführen ist die im Jahre 1654 zu Wittenberg herausgekommene Dissertation seines Schülers Karl Ortlob, welche den Titel führt: De variis Germanae Poëseos aetatibus exercitatio. Was Ortlob in derselben über die Minnesinger sagt, ist ohne Zweifel weitaus das Selbständigste und Bedeutendste, was in dem mehr als hundertjährigen Zeitraum von Goldast bis Bodmer über dieselben geschrieben worden ist. Er ist der erste, der eine umfassendere Charakteristik derselben — soweit dies natürlich nach den von Goldast mitgeteilten Fragmenten möglich war — versucht. Wir müssen deshalb etwas länger bei ihm verweilen. In den Paragraphen 11—15 spricht er von der Blütezeit der deutschen Poesie unter den Kaisern Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. Nachdem er aus den Paraenetici eine ganze Reihe von Dichtern mit Namen angeführt hat, geht er dazu über, eingehender die „Materie" der Gedichte des 13. Jahrhunderts zu besprechen. Da es sich hier gewissermaßen um ein Werk der Ehrenrettung handelt — denn die Ortlobsche Dissertation hat noch nicht die ihr gebührende Anerkennung gefunden —, so sei es erlaubt, aus dem Abschnitt, welcher sich auf die Minnesinger bezieht, Ortlobs eigene Worte herauszuschreiben: Sacra non negligebant omnino, sed passim, praesertim in paraeneticis, de pietate colenda, de Ministris Eccl. honorandis et similibus insignia interspergebant monita. Christi in Sacramento praesentiam saepius inculcant Equestres isti Poetae Tyrol, Winsbeke [1]), Fridrich von Sunenburg, Boppo, Kunrad von

1) Ich citiere buchstäblich genau.

Würtzburg et alii. Nec praetereunda h. l. Kunrads von Helmsdorff collatio N. T. cum veteri historia. Deinde eminent Ethici et Oeconomici labores, paraenetica Parentum ad Liberos elegantissima, Tirolis inprimis et Winsbekiorum . . . . . . In Certaminibus ipsis Iuvenes ἐρωτικὰ utplur. non tamen obscoena vel impudica recitabant: adultiores caeteri Heroum gesta celebrabant antiquo more: censebant etiam seculi mores et vitia Satyris non mordacibus minus quam lepidis . . . . Iidem hi immiscuerunt aenigmata saepe et fabulas, satis grandi et pulcra locutione, nisi quod inficeta dialectus, obsoletae multae dictiones, & licentior figurarum Grammaticarum usus ingratam eandem reddant. — Was Ortlob über das Metrum der Minnesinger sagt, stimmt in den Grundzügen mit den Ausführungen Buchners überein. Er erwähnt, daß die Verse der drei großen Lehrgedichte iambici quaternarii et octonarii propemodum accurati seien; in den Gedichten der übrigen Sänger findet er längere und kürzere Jamben (sog. versus communes), Alexandrinische, trochäische, daktylische und anapästische Verse; der rythmus sei meistens regelrecht, die „Termination" der Verse selbst männlich und weiblich, am häufigsten jedoch das erstere. Sehr interessant sind endlich Ortlobs Schlußworte, welche hier ebenfalls erneuert werden mögen: aut prodesse volunt aut delectare Poetae, ... utramque metam assecuti sunt, delectantes concinnitate rythmi, numerosa oratione, tropis et figuris, fabulis item elegantibus: docentes deinde delectu materiae circumspecto, censura morum et seculorum exquisita, institutione juventutis absolutissima.

Es ist auffällig, daß trotz des Hinweises in den Gottschedschen „Critischen Beyträgen" (2. Stück 1732, S. 282 ff.) diese innerhalb des 17. Jahrhunderts höchst bedeutenden Ausführungen so wenig Beachtung gefunden haben.

Unter Buchners Einfluß steht nun aber auch noch ein anderer seiner Schüler, nämlich Philipp von Zesen, welcher in seiner Scala Heliconis Teutonici (Amstelodami 1643) pag. 8 in den uralten deutschen von Goldast herausgegebenen Schriften trochäische, jambische und alexandrinische Verse findet. Der Umstand, daß er sich — also schon im Jahre 1643 — auf Buchners Prosodie Kap. 10 beruft, deutet ohne Zweifel darauf hin, daß wir es hier ebenfalls mit dem oben (S. 16) erwähnten Buchnerschen Diktat, bez. Kolleg zu thun haben, denn in der That stimmt sein Hinweis auf Kap. 10

mit der von Georg Göze besorgten Ausgabe von Buchners Kurzem Wegweiser zur Deutschen Tichtkunst überein. Oder aber es müßte Zesens Bemerkung auf das nicht erhaltene Werk Buchners über die deutsche Poesie zurückgehen, und dann würde Gözens Ausgabe in näherem Verhältnis zu demselben stehen als diejenige des Prätorius. Auf Philipp von Zesen aber hinwiederum, welcher wenige Seiten (pag. 50) später sowohl Buchner den Erfinder der Daktylen nennt, als auch die bekannte Bezeichnung derselben als Büchner-Art anführt, scheint es zurückzugehen, wenn noch im Jahre 1703 Conrad Dunckelberg in seinem Buche: „Zur Teutschen Prosodie Vierstuffichte Lehr-Bahn" (Nordhausen) in den alten teutschen carminibus, die Goldast herausgegeben, daktylische Verse finden will, welche er nach ihrem Erfinder ebenfalls „Büchner-Art" benennt.

Nachdem nun noch im Jahre 1667 Georg Neumark in seinen Poetischen Tafeln (Jena) an der Hand von Taubmann, ohne jedoch Goldast selbst gelesen zu haben, auf die alten Liederdichter verwiesen, und nachdem im Jahre 1673 der erste Versuch einer Uebersetzung gemacht worden war [1]), legt im Jahre 1682 Daniel Georg Morhof in seinem „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie" (Kiel) nach langer Zeit endlich einmal wieder ein Urteil über dieselben ab. „In den Gedichten des Winßbecken und der Winßbeckin" — so sagt er — „stecket eine große Weißheit und ist fast kein Wort vergebens gesetzt." Ueberhaupt erklärt er deren Gedichte für „so herrlich, daß auch die jetzige Zeit nichts daran zu verbessern findet". Wie aber Morhof überhaupt eine große Belesenheit nachgerühmt werden muß, so sind ihm auch nicht nur die Veröffentlichungen Goldasts bekannt, sondern er hat auch Taubmanns und Harsdörffers Aeußerungen über die Dichter der großen Handschrift gelesen. Auffällig ist es bei einem Manne wie Morhof, daß er, während er — allerdings noch nicht ganz klar — Minnesinger und Meistersinger zu unterscheiden versteht, dennoch Harsdörffers konfuse und aus der Luft gegriffene Behauptungen über die zunftmäßigen Sänger und Uebersetzer kritiklos herübernimmt [2]). Aber er hat den Minnesingern nicht bloß einseitig von der litterarischen, sondern auch von der sprachlichen Seite sein Interesse zugewendet, da er auch eine Bemerkung über

---

1) Vgl. die Schlußbemerkung.
2) Vgl. oben S. 15.

die bei denselben gebräuchliche Zusammenziehung der Wörter durch Ausstoßung des *e* und anderer Vokale zu geben weiß.

Sehr kläglich der Vielseitigkeit und Selbständigkeit Morhofs gegenüber erscheint hingegen Albrecht Christian Rothe, welcher im Vorbericht zu seiner „Vollständigen deutschen Poesie in drey Theilen (Leipzig 1688)" den gesamten litterarhistorischen Ueberblick über die Dichtkunst bei den Deutschen kritiklos und zum größten Teil auch wörtlich aus Morhofs „Unterricht" ausschreibt. Gleichfalls auf Morhof fußend, aber auch Taubmanns Culex-Ausgabe kennend, erwähnt Martin Grünwald in der Vorrede zu seinem „Reichen und ordentlichen Vorrat der männlichen und weiblichen Reime" (1693) die Blüte der Poesie zu den Zeiten Friedrichs Barbarossa, läßt sich jedoch auf eine nähere und eingehendere Darstellung derselben nicht ein.

Bedeutend selbständiger und vielseitiger hinwiederum steht den Letzgenannten Johann Christoph Wagenseil gegenüber, welcher in seinem „Buch von der Meister-Singer holdseligen Kunst" (Altdorf 1696)[1]) den Versuch einer umfassenden Darstellung des deutschen Meistergesanges unternahm. Nachdem er im IV. Kapitel sich eng an Valentin Voigts Bericht über die Meister-Singer angeschlossen und bei Gelegenheit der Besprechung des Wartburgkrieges auch Walthers von der Vogelweide Erwähnung gethan, wendet er sich im VII. Kapitel mit harten Worten gegen den Schweden Olof Rudbeck, welcher im ersten Teile seiner Atlantica (1675) Taubmann vorgeworfen hatte, „das Lied des Winsbecke sei gar nicht 500 Jahre alt, sondern sei erst ganz neuerdings gemacht worden". Um Rudbeck zu widerlegen, schreibt nun auch Wagenseil neun Strophen des Winsbecke aus Taubmann ab und fordert alle diejenigen, welche von Grund aus mit der alten Sprache vertraut sind, auf, selbst zu urteilen, ob „dieses Lied nicht so alt scheine, daß es auf die Zeiten Friderici Barbarossae sich reime". Zur Bekräftigung dessen aber stellt er dem Winsbecken noch eine Probe aus Eike von Repkows Vorrede zu seinem Sachsenspiegel an die Seite, welchen Hermann Konring im 30. Kapitel seines libellus de origine juris Germanici (1643) ebenfalls circa confinia seculi duodecimi et decimi tertii leben läßt. „Kann auch" — so beschließt Wagenseil seine Erörterung

1) Als Anhang zu seinem Buche: De civitate Norimbergensi.

— „ein Ey dem andern gleicher seyn, als des Winsbecks Gedicht und Redensart dieser Vorrede kommt?"

Unsere Darstellung ist am Ausgang des 17. Jahrhunderts angelangt. Ueberblickt man die Bestrebungen, welche bis zu dieser Zeit für die Auferweckung der Minnesinger gemacht worden sind, so muß man bekennen, daß dieselben — Ortlobs Aeußerungen vielleicht abgerechnet — nur sehr dürftiger Natur waren, und daß die Zahl derjenigen, welche ihnen ein eingehenderes Interesse entgegenbrachten, nur äußerst gering war. Aber daß es nicht zu wirklich neuen Untersuchungen kommen konnte, lag ja auch in der Natur der Sache, da der Kodex selbst schon so früh aus seiner Heimat entführt worden war. Was die mannigfachen Lehrbücher der Dichtkunst über die neu aufgefundenen Lieder zu berichten wußten, mußte sich lediglich auf eine, von unserm Standpunkt aus natürlich sehr mangelhafte Darstellung jener Periode der deutschen Dichtung beschränken. Wie dieselben teils selbständig auf Goldasts und Taubmanns Veröffentlichungen zurückgingen, teils aber auch rein-plagiatorisch von einander abhingen, glauben wir zur Genüge dargestellt zu haben.

Um die Wende des 17. Jahrhunderts war nun aber das Buch Goldasts selbst, um welches sich doch alle Darstellungen drehen mußten, sehr selten geworden. Am 19. Dezember 1694 schreibt beispielsweise Johannes Riddarstierna an Dietrich von Stade, er habe die Paraenetici tausendmal gesucht in Bibliotheken und nachgefragt, aber niemals können zu sehen bekommen[1]). Wollte man also die alten Dichter nicht zum zweiten Male wieder völlig der Vergessenheit anheimfallen lassen, so mußte man neue Wege einschlagen. Wir sind daher berechtigt, am Ausgange des 17. Jahrhunderts eine neue Epoche zu konstatieren, welche durch das Zurückgreifen sowohl auf die zu Bremen befindliche Goldastische Abschrift, als auch wiederum auf die Handschrift selbst gekennzeichnet ist.

Schon am 12. Oktober 1698 weist der Bremer Theolog Gerhard Meier, von Leibniz aufgefordert, ein sächsisches Glossar zu schreiben, diesen auf Goldasts Abschrift dadurch hin, daß er, um den

1) Seelen, Memoria Stadeniana, Hamburgi 1725, pag. 188 f. Auch in Schilters Thesaurus antiquitatum Germanicarum, tom. II. Joh. Georgii Scherzii praefatio.

Gebrauch des k in dem Worte keiser gegenüber dem c zu rechtfertigen und zu erklären, aus Rudolf von Rotenburg die Worte: der Himmel Keiser herübernimmt, ebenso wie er in einem andern leider undatierten Briefe an Leibniz zum Beleg für das Wort Rise ein paar Verse Heinrichs von Veldeke heranzieht [1]). Obgleich er nicht ausdrücklich Goldasts Abschrift als die Quelle für diese Citate erwähnt, so setzt doch die Zählung, welche er denselben vorschreibt und welche mit derjenigen Goldasts übereinstimmt [2]), dies außer allen Zweifel. Wenn er gleichwohl bei seinem Citate aus Rudolf von Rotenburg eine falsche Zählung angewendet hat, so haben wir es hier mit einem Druckfehler zu thun, denn schon Johann Georg Eckhart fügte in seiner Ausgabe von Leibniz' collectanea etymologica (Hannov. 1717) bei dieser Stelle hinzu: haec minus recte. Auf jeden Fall ist es das sprachliche Interesse, durch welches Gerhard Meier unsern Dichtern zugeführt wurde. Dasselbe muß auch von Leibniz selbst gesagt werden. In der epistola ad Guilelmum Wottonum vom 10. Juli 1705 [3]) gedenkt er der Veröffentlichungen Goldasts und fügt hinzu: Prosunt illi (i. e. poetae Germanici) ut connectant facilius antiquiora novissimis, paulatimque linguae mutatio et veri vocabulorum sensus noscantur. Wenn er aber von Goldasts Publikationen aus der großen Handschrift sagt: pauca publicavit, selbst jedoch bekennt: nonnullos tamen postea vidi, so wird man gezwungen sein, anzunehmen, daß er entweder die Abschrift Goldasts selbst gesehen oder von Meier bez. Eckhart Mitteilungen aus ihr bekommen habe. Eckhart selbst wenigstens gesteht im XIX. Kapitel seiner Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi (Hannov. 1711), daß er selbst auf der Bibliothek zu Bremen den ersten Band der Goldastischen Abschrift mit dem ihr vorgehefteten Verzeichnis der Dichter gesehen habe. Da er jedoch bloß 59 Dichter in dieser Abschrift vorgefunden hat, während der Index deren 142 aufweise, so glaubt er auf einen zweiten Band der Abschrift schließen zu müssen, welcher entweder verloren gegangen oder mit nach Paris entführt worden sei. Auch er spricht

---

1) Leibnitii opera omnia ed. Dutens. VI, 2, pag. 160 und 165.

2) von der Hagen hat bekanntlich auch diese neben den Text gestellt.

3) Leibnitii opera omnia, ed. Dutens. VI, 2, p. 218 (nicht p. 182, wie Raumer angiebt).

hier deutlich sein rein sprachlich-philologisches Interesse an den Dichtern dieser Abschrift aus, wenn er (S. 160) von Goldasts Paraenetici bloß zu sagen weiß, Goldast habe sie versehen mit notis eruditione singulari plenis, in quibus obscuriora verba exposuit originesque eorum quaesivit. In gleicher Weise mußten ihm eine Strophe und zwei Verse des Reinmar von Brennenberg — welche er übrigens nach von der Hagen aus der Leipziger Handschrift genommen hat (MSH. IV. S. 284) — in seinem Buche: Incerti Monachi Weissenburgensis Catechesis Theotisca (1713) S. 124 zur Erläuterung einiger seltener Wörter im Texte dienen; ebenso wie er an derselben Stelle auch aus Gottfried von Neifen und Reinmar dem Alten zu gleichem Zwecke ein paar Verse herübernimmt. Da sich diese letzteren nicht bei Goldast finden, so muß angenommen werden, daß er sie aus der Bremer Abschrift geschöpft habe; die Leipziger Handschrift wenigstens ist hier ausgeschlossen, weil sie in niederrheinischer Mundart geschrieben ist (MSH. IV S. 905). Aus der gleichen Quelle aber wie jene Citate sind auch diejenigen aus dem Grafen von Leiningen, aus Eberhard von Sax, Heinrich von Frauenberg und Gottfried von Neifen genommen, welche er in der Appendix zum ersten Bande seiner Commentarii de rebus Franciae orientalis (Würzburg 1729) wenige Seiten hinter dem Hildebrandliede als Belege zu sprachlichen Bemerkungen anführt.

Diese Abschrift Goldasts war es auch, aus welcher Dietrich von Stade in einem Briefe vom 11. September 1695 von Joh. Heinr. Eggeling die Namen der 154 (!) höfischen Sänger mitgeteilt haben wollte [1]). Stade mag damals gerade an seinem nicht zur Veröffentlichung gelangten Volumen gearbeitet haben, von welchem Joh. Heinr. von Seelen berichtet, daß neben Abhandlungen über das Annolied und das Heldenbuch in ihm enthalten gewesen seien: 1. eine interpretatio vernacula veterum Paraeneseon Tirolis, Winsbekii et Winsbekiae, cum Praefatione (also eine Uebersetzung!); 2. Glossae ex dictis Paraenesibus; 3. excerpta ex iisdem. Stades eingehende Beschäftigung mit den Minnesingern beweist im übrigen der Umstand, daß er zu den Paraenetici auch eine kurze

1) Die Notizen über Stade sind aus: Joh. Henr. a Seelen, Memoria Stadeniana, Hamburgi 1725. Man vgl. die Abschnitte: Subsidia edita (No. 56), scripta inedita (II, 4) und varia etymologica (No. 18).

Rezension geschrieben hat, von welcher Seelen sagt: inserta est Biblioth. Histor. Hamb. Cent. VIII. Art. 72 p. 243 sqq. Leider bin ich derselben aber noch nicht habhaft geworden. Schließlich hat sich in seinem Nachlaß auch ein Index vocum Germanicarum in notis Goldasti ad Paraeneticos veteres explicatarum vorgefunden.

Alle diese Untersuchungen Stades gründen sich aber unzweifelhaft bloß auf Goldasts Paraenetici. Ob Eggeling ihm die Namen der Dichter aus der Bremer Abschrift mitgeteilt hat, bleibt unbestimmt, da bei Seelen Eggelings Antwort auf den erwähnten Brief Stades fehlt. Persönlich aber hat Stade, wenigstens bis zum Jahre 1694, dieselbe nicht gesehen; das bekennt er in seiner Antwort auf den oben (Seite 21) angeführten Brief des Joh. Riddarstierna.

Von weit größerer Bedeutung aber als die Hervorkehrung der Goldastischen Abschrift war das Zurückgreifen auf die Handschrift elbst. Im Beginn des 18. Jahrhunderts erst scheint die Kunde, daß diese sich in Paris befinde, nach Deutschland gedrungen zu sein. Vor 1711, wo Eckhart jene Aeußerung über den vermeintlichen, zu Paris verborgen gehaltenen zweiten Band der Goldastischen Abschrift aussprach, sind mir keine Zeugnisse hierüber bekannt geworden. Als nun aber Joh. Georg Scherz in den Jahren 1726—28 Schilters Thesaurus antiquitatum Germanicarum herausgab, zeichnete sich der Abdruck der drei großen Lehrgedichte mit Goldasts Anmerkungen (im 2. Bde.) besonders dadurch aus, daß der Text derselben mit der Urschrift verglichen und verbessert worden war. Der Name desjenigen Mannes, welcher sich dieser Mühe unterzogen, ist Joh. Christoph von Bartenstein, Scherz' Schwager und früherer Schüler. Aber auch Goldasts Anmerkungen selbst schienen Scherz hier und dort einer Aenderung zu bedürfen. Er versah daher dieselben nicht nur mit verbessernden und erklärenden Zusätzen, sondern fügte auch selbständig eine größere Menge von eigenen Anmerkungen hinzu. Dieselben kommen aber hier für uns, weil sie bloß sprachlich-etymologischer Natur sind, nicht weiter in Betracht. Scherz hat übrigens auch bei seinem Glossarium Germanicum (1781) die Paraenetici herangezogen. Verschiedene Gründe lassen es aber als passender erscheinen, diesem Werke erst in einem späteren Kapitel eine etwas eingehendere Besprechung zu widmen.

Nur drei Jahre nach dem Erscheinen jenes neuen, verbesserten

Abdrucks der Paraenetici verlangt schon Georg Litzel (Megalissus)[1]), welcher in seinem Buche: „Der undeutsche Katholik" (Jena u. Leipzig 1730) § V nachzuweisen sich bemüht, daß die Pfaffen im Gegensatz zu den Rittern und adligen Herren nichts an der Blüte der deutschen Poesie, wohl aber recht viel an ihrem Niedergang verschuldet haben, ausdrücklich nach einer sorgfältigen Abschrift der 132 (sic!) Poeten des auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Codex; denn — so sagt er — es gereiche den Deutschen zu schlechter Ehre, daß sie diesen herrlichen Schatz in Frankreich, wo die deutsche Sprache mehr verachtet als verstanden werde, liegen lassen. Litzels eigenes Verständnis der Periode des Minnesangs jedoch ruht, da er die Minnesinger noch nicht klar von den Meistersingern zu scheiden weiß, noch auf recht schwanken Füßen. Aber was er gehofft hatte, sollte nun im Laufe der nächsten zwanzig Jahre erfüllt werden.

Diejenigen, denen dies zu verdanken ist, sind die emsigen Schweizer Bodmer und Breitinger. Es ist viel darüber hin- und hergestritten worden, durch wen Bodmers Aufmerksamkeit auf die Minnesinger hingelenkt worden sei[2]). Danzel (Gottsched und seine Zeit, S. 192) glaubte dies Verdienst Gottsched zuschreiben zu sollen, und Rudolf von Raumer, welcher Danzels Beweisführung widerlegen will, versuchte dennoch diese Vermutung durch Hinweis auf die bereits oben erwähnte Besprechung von Ortlobs Dissertation in den Critischen Beyträgen vom Jahre 1732 zu stützen. Von unserm Standpunkte aus jedoch muß es als das Wahrscheinlichste hingestellt werden, daß Bodmer ganz unabhängig von Gottsched vielleicht durch irgend einen der von uns herangezogenen Autoren der Beschäftigung mit den Minnesingern zugeführt worden ist. Gottsched selbst hingegen scheint durch Schilters Thesaurus auf dieselben hingelenkt worden zu sein. Wenigstens steht fest, daß er die eine (1.) Strophe des Winsbecken, welche er im 1. Kapitel seines „Versuchs einer critischen Dichtkunst" (1730) anführt, aus Schilter genommen hat[3]). Wenn er jedoch dieselbe benutzt, um zu zeigen, daß schon die Dichter vor Opitz ganz bestimmte, z. B. jambische Sylbenmaße gebraucht haben, so darf hier die Vermutung ausge-

1) Beyträge zur critischen Historie rc. VII. Stück, S. 438 ff.

2) Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, S. 254, Anm. 2.

3) S. 67. Vgl. auch Kap. VII S. 189.

sprochen werden, daß er auch (schon um 1730) die Schriften Buchners oder Ortlobs gekannt habe. Zwei Jahre später wurde er durch jene erwähnte Besprechung der Ortlobschen Dissertation, welche vielleicht von dem Professor Joh. Georg Frick in Ulm herrührt und die er 1732 in das zweite Stück seiner „Critischen Beyträge" aufnahm, ausführlich auf dieselben hingewiesen. Und wenn man bedenkt, daß sich im siebenten Stück der „Critischen Beyträge" eine Besprechung von Litzels „Undeutscher Katholik" befindet, und daß im 18. Stück Gottfried Behrndt zum Zwecke sprachlicher Untersuchungen ein paar Verse aus den Paraenetici herübernimmt, so ist es erklärlich, wieso Gottsched dazu kam, auch seinerseits den Minnesingern eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. In der „Abhandlung von dem Flore der deutschen Poesie zu Kaiser Friedrichs des Ersten Zeiten" (S. 39—68) nämlich, welche er im Jahre 1746 zu Leipzig in Gegenwart des Erbprinzen Friedrich von Sachsen vorlas, giebt er nach Art der „Poetereyen" einen Ueberblick über die Entwicklung der deutschen Litteratur und schreibt nicht nur aus Taubmanns Vorrede zum Culex ein größeres Stück ab, sondern nimmt auch 13 Strophen des Königs Tyrol aus Goldast herüber und fügt sogar eine Uebertragung derselben hinzu. Die Weisheit aber, welche in den drei großen Lehrgedichten verborgen liegt, glaubt er hier nicht nur bewundern, sondern sogar den weisen Lehren der Bibel an die Seite stellen zu müssen. Ueber den Kodex selbst und die Goldastische Abschrift hat er aus Paris und Bremen Mitteilungen erhalten.

Wie groß das Interesse Gottscheds überhaupt für altdeutsche Denkmäler gewesen ist, beweisen die „Nachrichten von altdeutschen, bisher ungedruckten Gedichten" (in den „Hamburgischen Unterhaltungen", Bd. 8, vom Jahre 1769), die einem nachgelassenen Manuskripte Gottscheds entnommen sind, welches Excerpte aus alten Handschriften enthielt. Wie groß aber namentlich sein Interesse für die Minnesinger gewesen ist, geht sowohl daraus hervor, daß er auch im Jahre 1752 bei der Herausgabe des „Reineke Fuchs" mehrere Verse des Marners herübernahm, um darzuthun, daß dies Gedicht deutschen Ursprungs sei; als auch erhellt es daraus, daß er — allerdings von Bodmer darauf hingewiesen [1]) — sich um den

---

1) Brief Bodmers an Gottsched vom 28. März 1735 (vgl. Danzel, a. a. O. S. 192).

Kodex in Paris bewarb [1]) und, als es ihm nicht gelang, ihn in seine Hände zu bekommen, sich doch wenigstens eine Abschrift desselben zu verschaffen gewußt hat, welche ihn „für den zärtlichen Geist der alten Dichter ganz eingenommen machte". Und selbst noch in den Jahren 1759—60, als er sein „Handlexikon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste" abfaßte, hat er darin gerade den Minnesingern eine große Reihe von Artikeln gewidmet. Nicht die Bodmersche „Sammlung", sondern noch die „Proben" waren hierbei die Quelle, aber auch der Jenaische Kodex [2]) und die Aeußerungen Opitzens, Buchners und Hannmanns in seiner Ausgabe von Opitzens Prosodie sind herangezogen worden. Und daneben ist auch nicht versäumt worden, alte Chroniken einzusehen, wie die thüringische des Joh. Rothe und die Chronica MSta Pontificum et Archiepiscoporum Magdeburgensium. Gottsched ist jedoch nicht der alleinige Verfasser dieses Werkes. Und wenn auch der größte Teil der Angaben über die Minnesinger, wenigstens insoweit sie auf die Manessische Handschrift und die „Proben" zurückgehen, von ihm herrührt, so haben ihm doch mehrere Mitarbeiter zur Seite gestanden, welche sich C., S., H., K. unterzeichnen. Letzterer namentlich hat fast ausschließlich die Artikel aus der Jenaischen Handschrift [2]) beigetragen und sich dabei noch ein ganz besonderes Verdienst erworben. Wenn nämlich Gottsched und die andern genannten Mitarbeiter die Charakteristik der Dichter bloß dadurch zu geben suchen, daß sie eine oder auch ein paar Proben aus deren Gedichten ausschreiben und höchstens noch den Zusammenhang mit der vorhergehenden oder folgenden Strophe andeuten, so liefert K. fast überall eine, wenn auch nur kurze Charakteristik der Eigentümlichkeiten des betreffenden Dichters. Von Boppe weiß er beispielshalber zu berichten: „Er erhebt die h. Maria, unterweist junge Ritter, singt von Turnieren, bestrafet die Laster durch Gleichnisse; wählet sich Gegenstände aus dem Reiche der Natur; erhebet die Mildthätigkeit und zieht wider den Geiz los." Nur einmal ist ihm C. — bei der Besprechung Hermann Damens — auf diesem Wege

1) Brief Schöpflins an Breitinger vom 21. Juni 1748; vgl. Joh. Crüger, Straßburger Studien, II, S. 472. Vgl. auch den „Auszug aus des Herrn Batteux schönen Künsten 2c.", hrsg. von Gottsched. 1754, S. 160.

2) natürlich nach dem Buche Wiedeburgs, vgl. unten S. 36 f.

gefolgt. Gottsched hingegen hat dafür einige Male dem Versmaße und den Reimen seine Aufmerksamkeit zugewendet, und zwar, nach seinem eigenen Geständnis, im Anschluß an August Buchner. Was aber Auswahl und Anordnung angeht, so werden von manchem unbedeutenderen Dichter Proben mitgeteilt, während ein Walther von der Vogelweide und ein Reinmar von Zweter auf diese Weise nicht illustriert werden. Und sie waren damals doch auch noch nicht bekannter als die übrigen!

Bewies Gottsched nach alledem ein lebhaftes Interesse für die Minnesinger, so wurde er darin doch weit übertroffen von Bodmer und Breitinger.

Sieht man von den „Discoursen der Mahlern", wo ein junger Mann, Namens Frauenlob, zum Träger eines Liebesgespräches gemacht wird [1]), ab, so thut Bodmer der Minnesinger zum ersten Male Erwähnung in seinem „Charakter der Teutschen Gedichte" vom Jahre 1734. Nach Art der Poetereyen — aber in Alexandrinern — bringt er hier einen Ueberblick über den Entwicklungsgang der deutschen Litteratur und giebt, indem er das Haus Hohenstaufen als dasjenige bezeichnet, von welchem zum ersten Male Licht in dieselbe gebracht worden sei, nicht nur eine sehr allgemeine Inhaltsangabe der Winsbeckin, sondern auch eine Art von Uebertragung einzelner Partien derselben, deren Besprechung in ein späteres Kapitel gehört.

Es ist bekannt, wie zuerst G. E. Müller dieses Bodmersche Gedicht nachzubilden suchte, indem er im Jahre 1737 in seinem „Versuch einer Critik über die deutschen Dichter" [2]) vom Winsbecken, also nicht wie Bodmer von der Winsbeckin, sagte, er sei zwar edel im Dichten gewesen, aber edler noch im Lehren. Bekannt ist ferner, wie im Jahre 1742, nachdem die Streitigkeiten zwischen Schweizern und Leipzigern offen ausgebrochen waren, Gottsched selbst (oder war es Schwabe?) im 3. Buche seines „Deutschen Dichterkrieges" [3]) Bodmer energisch zu Leibe zu gehen trachtete. Wenn er aber dort die Winsbeckin sagen ließ, Bodmer habe ihr Dinge in den Mund gelegt, die ihr niemals in den Sinn gekommen seien, so offenbarte er dadurch nur seine Unkenntnis, und J. G. Schuldheiß hielt es,

---

1) IV. Teil, S. 93—100.

2) Critische Beyträge, Stück 29.

3) Belustigungen des Verstandes und Witzes (1742), Bd. III. Vilmar (Litteraturgesch. 22. Aufl. S. 334) nennt Gottsched als Verfasser.

als er im Jahre 1747 unter Bodmers „Critischen Lobgedichten und Elegien" auch dessen „Character der teutschen Gedichte" neu herausgab, infolgedessen nicht für überflüssig, zu den Worten, welche Bodmer die Winsbeckin hatte reden lassen, die Originalstellen herauszuziehen und sie dadurch als Uebersetzungen kundzuthun.

Hatte Bodmer nun aber im „Character der teutschen Gedichte" der Periode des Minnesangs nur wenige Worte geschenkt, so widmete er ihr im Jahre 1743 in seinem Aufsatze „Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause" [1]) eine vollständige Abhandlung. Jedoch erhebt sich dieselbe noch nicht allzu viel über das Niveau der litterarischen Ueberblicke, wie wir sie bei den Poetereyen kennen gelernt haben. Was er über die Dichter jener Zeit zu sagen weiß, läuft lediglich darauf hinaus, daß er an ihren Gedichten die Kraft der Redensart und die ungekünstelte Originalität rühmend hervorhebt, mit welcher sie die „eigenen und ursprünglichen Sitten der damaligen Deutschen wiederspiegeln", wie er denn auch wenige Jahre später (1746) in einem Briefe an Nisus (Joh. Adolf Schlegel) zur Kenntnis der Sitten und Gewohnheiten der mittleren Zeiten die Lektüre der Minnesinger empfiehlt [2]). Einen wichtigen Fortschritt seinen Vorgängern gegenüber hat er aber in dieser Abhandlung insofern gemacht, als er zwischen Minnesingern und Meistersingern „wegen der Verschiedenheit ihrer Geschicklichkeit, Kunst und Sprache" scharf zu unterscheiden weiß. Und auch verdient dieselbe, weil sie die erste umfassendere Darstellung jener Litteraturepoche ist, immerhin besondere Beachtung.

Bald aber begann Bodmer neue Wege einzuschlagen. In den Jahren 1744 und 45 wurden ihm nämlich aus dem Besitz des Professors Scherz die ersten Minnesingerstrophen, zusammen etwa hundert, welche dieser seiner Zeit selbst von seinem Schwager Bartenstein aus Paris bekommen hatte, durch Schöpflin zugesandt. Schon am 12. April 1745 spricht er in einem Briefe an Samuel Gotthold Lange [3]) die Absicht aus, dieselben zu veröffentlichen und „mit vielen guten Anmerkungen über die Fata unserer Sprache und Poesie zu begleiten." Aber er begnügte sich zunächst noch damit, bereits we-

---

1) Sammlung Critischer, Poetischer . . . . Schriften, 1743, Stück 7, S. 25—53.

2) Archiv für Litteraturgeschichte, IV, S. 296 ff.

3) Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe, Teil I, S. 31.

nige Tage nach Abfassung jenes Briefes durch Abdruck einiger Proben in der damaligen Züricher Litteraturzeitung: „Freymüthige Nachrichten von neuen Büchern 2c" (1745; 14. April) die deutschen Gesellschaften auf die Wichtigkeit dieser Aufgabe hinzuweisen und zu einer vollständigen und getreuen Abschrift des Kodex zu Paris aufzumuntern. Wenn er jedoch noch in demselben Bande der Freymüthigen Nachrichten [1]) eine Uebersetzung von Kaiser Heinrichs erstem Liede bringt, so sehen wir ihn hier auf unserem Gebiete zum ersten Male selbständig thätig, und die „Critischen Briefe", welche er im Jahre 1746 mit Breitinger zusammen herausgab, bilden für beide Gelehrte gleichsam das Programm und sind zugleich das erste Produkt einer ausgedehnteren wissenschaftlichen Thätigkeit auf demselben. Sie sind sich wohl der Verachtung bewußt, in welcher altdeutsche Studien zu ihrer Zeit bei dem Publikum stehen, und wenn sie trotzdem bereits hier mehrere Strophen veröffentlichen, so ist ihnen die Bekanntmachung derselben nicht Selbstzweck, sondern es kommt ihnen, wie sie selbst sagen, nur darauf an, die alten Dichter dadurch von den Beschuldigungen, welche man ihnen aus Unkenntnis ihrer Sprache angeheftet hatte, zu befreien. Um das Vorurteil vor der alten Sprache aufzuheben, wird gezeigt, daß dieselbe vielerlei vor der neueren voraus hatte, und einige Bemerkungen über die Empfindung und Ausdrucksweise der alten Dichter sollen dazu dienen, auch Sympathie für den Inhalt ihrer Gedichte zu erwecken. Die Prosaübersetzungen weniger Zeilen, welche sich darunter finden, und ein paar unbedeutende Beobachtungen über die regellose Abwechslung der Versfüße bedürfen keiner weiteren Besprechung.

Mit der Ueberwindung jener Vorurteile ging es nun aber nicht so leicht, als man geglaubt hatte. Das Interesse an den Critischen Briefen scheint vielmehr kein großes gewesen zu sein, denn Gleims Brief vom 29. April 1747 [2]), worin er sich erbietet, falls es zur Erlangung des Kodex nötig sei, seinen Einfluß am Berliner Hofe geltend zu machen, ist das einzige Zeugnis, das ich zu ihren Gunsten anzuführen vermag. Wie man aber aus diesem Briefe ersieht,

---

1) S. 285. Vgl. auch Crüger in Zs. f. d. Phill. XVI, S. 85—88.

2) Briefe deutscher Gelehrten. Aus Gleims litterar. Nachlasse, hrsgeg. von Wilh. Körte, Bd. I. — Auch in: Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, hrsgegeb. von Stäudlin, 1794.

gingen die beiden mutigen Schweizer bereits mit dem Gedanken um, den ganzen Kodex an das Licht zu stellen. Sie hatten den Plan dazu bereits sehr früh gefaßt, denn schon im Jahre 1743 sehen wir Bodmer auf das eifrigste bemüht, der wertvollen Handschrift habhaft zu werden. Aber Joh. Crüger, der uns dies im zweiten Bande der Straßburger Studien S. 444 ff. mitteilt, hat daselbst auch gezeigt, wie die Verbindungen, welche Bodmer zu diesem Zwecke mit J. C. Schneider, Sekretär des regierenden Grafen von Erbach-Schonberg, und dem Professor Haurisius in Heidelberg angeknüpft hatte, ohne den gewünschten Erfolg blieben, und wie ihm erst durch sein persönliches Bekanntwerden mit Schöpflin zu Zürich neue Wege zur Erreichung seines Zieles eröffnet wurden. Dieser entfaltete, wie weiter aus Crügers Mitteilungen hervorgeht, in der That größeren Eifer; nicht nur daß er Bodmer jene Bartensteinschen Abschriften aus dem Kodex übersandte, er war es vielmehr auch, der bei Gelegenheit einer Reise nach Paris im Frühjahr 1746 zu erwirken wußte, daß die Handschrift selbst noch in demselben Jahre in die Hände der beiden Schweizer nach Zürich gegeben wurde.

Wie einst Schobinger und Goldast, so machen auch sie sich jetzt an eine Abschrift des Kodex. Wenn aber dieselbe auch schon am 20. August 1747 zum größten Teile vollendet ist, so muß Bodmer sich doch anfangs etwas enttäuscht gefühlt haben. Das beweisen die Worte, die er bald nach Empfang des Kodex an den Arzt Laurenz Zellweger in Trogen schrieb: „Der Inhalt ist seltsam, und wir können allerlei Nutzen daraus ziehen, wiewohl die Poesie nicht so vortrefflich ist als in dem Lobgedicht auf Anno, das wir mit Opizen ediert haben“ [1]).

Es handelte sich, wie Schöpflin ihnen geraten hatte [2]), zunächst nur um eine Auswahl aus dem reichhaltigen Liederschatz. Aber die Thätigkeit, welche die beiden Gelehrten dabei entfalten, ist schon jetzt eine äußerst eingreifende und weitgehende. Bodmer erhält durch Friedrich Hagedorns Mittlerschaft, den er schon früher für altdeutsche Studien und speziell für die Minnesinger zu interessieren gewußt hatte [3]), von dem Stadtvogt Renner aus Bremen nicht nur

---

1) Straßburger Studien, II, S. 452.

2) ebenda S. 467. Brief vom 9. Nov. 1746.

3) Joh. Crüger, Zs. f. d. Phill. XVI, 197 ff. Ferner: Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, hrsg. von Stäudlin 1794, S. 17 ff. Auch: Hagedorn, Poetische Werke, hrsgeg. von Eschenburg, V, 190.

Mitteilungen, sondern auch eigenhändige Auszüge aus der dort befindlichen Goldastischen Abschrift, und Breitinger weiß einen jungen Mann, Präzeptor Simmler, zu bestimmen, auf seiner Reise nach St. Gallen bei der Schobingerschen Familie daselbst und auf der dortigen Bibliothek Nachforschungen in Bezug auf den alten Kodex anzustellen [1]). Auf den Erfolg derselben können wir jedoch nur aus den „Proben" rückwärts schließen.

Schon zu Michaelis 1747 sollten diese herauskommen, aber ihr Erscheinen verspätete sich noch fast um ein volles Jahr; erst am 10. und 11. September 1748 ist Bodmer imstande, dieselben an Hagedorn und Gleim zu übersenden [2]). Gewiß hat ihm schon damals die Auffindung eines Verlegers Schwierigkeiten bereitet; wenigstens scheinen die Worte, welche er am 12. September 1747 an Gleim schreibt, daß er „das ganze Werk einem ausländischen Verleger um ein geringes Entgelt zu überlassen nicht ungeneigt sey", bestimmt darauf hinzudeuten.

Der vollständige Titel des Buches nun lautet: „Proben der alten schwäbischen Poesie des Dreyzehnten Jahrhunderts. Aus der Maneßischen Sammlung. Zürich 1748."

Im Vorbericht erzählt Bodmer — denn ihn haben wir als den alleinigen Herausgeber anzusehen —, wie er und Breitinger den Kodex in die Hände bekommen haben, giebt ferner eine Beschreibung desselben und eine Erzählung nicht nur seiner Schicksale, sondern auch seiner Entstehung. Es ist bekannt, auf welche Weise er dazu kam, der Handschrift den Beinamen der Manessischen zu geben. Hat er sich dabei auch geirrt [3]), so ist diese Bezeichnung doch bis auf den heutigen Tag maßgebend geblieben. Für seine Angaben über die Lebensschicksale der Dichter haben ihm, ebenso wie seiner Zeit Goldast,

---

1) Crüger, Entdecker der Nibelungen, 1883, S. 15.

2) Hagedorn, Poetische Werke, hrsgeg. von Eschenburg, V, 210. Auch: Briefe deutscher Gelehrten, hrsgeg. von Körte, I, 97.

3) Lachmann hat bekanntlich geltend gemacht, daß in der Hadlaubschen Stelle (MSH. 2, 187[a]) nur steht, die Manessen hätten Liederbücher gesammelt. „Ob sie ein Liederbuch geschrieben oder schreiben lassen, davon wissen wir nichts." Lachmann, Die Gedichte Walthers v. d. Vogelweide, 5. Aufl. 1875, S. VI. Man vergleiche auch die Ausführungen bei Fr. Xaver Kraus, „Die Miniaturen der Manessischen Handschrift", welcher hervorhebt, daß Konstanz genau so viel Gründe für sich habe, die Heimat der berühmten Handschrift zu sein, wie Zürich (Abschnitt V).

die Gedichte selbst als Quellen gedient; über einige, welche aus seiner Vaterstadt stammen, wußte er auch aus alten Züricher Urkunden Material herbeizuschaffen. Von großer Bedeutung für die damalige Zeit mußten seine grammatischen Anmerkungen (im Vorbericht) sein, in welchen er über Flexionslehre, Syntax und Prosodie bei den Minnesingern zu reden weiß. Was er über die letztere äußert, bezieht sich zum größten Teile auf die Reime, ist jedoch so minderwertiger Natur, daß es hier übergangen werden darf. Hervorgehoben sei nur, daß er schon hier inbetreff der „Mechanik der Verse" die Lieder der Minnesinger mit denjenigen der Provenzalen vergleicht. Jedoch hat er nicht überall das Metrum richtig erkannt, wofür natürlich zum größten Teile seine noch nicht korrekte Kenntnis der alten Sprache die Schuld trägt. Genau wie seiner Zeit Goldast hat er öfters in der Trennung der Verse geirrt. Von ganz besonderem Interesse ist die schon bei jenem auf Seite 7 herangezogene Strophe Walthers MSH LXXI_8, wo beide in gleicher Weise durch die falsche Form der helle more über die richtige Trennung des Verses getäuscht worden sind. In einer anderen Waltherschen Strophe LXXIX_4 erweckt der fehlerhafte Ausfall des siebenten Verses den Anschein, als ob lasterlichen und pflihten auf einander reimen sollen. Wie aber bei alledem Bodmers Bemühungen um die richtige Feststellung von Text und Versmaß durchaus anerkannt werden müssen, so muß auch bei der Auswahl der Lieder sein Bestreben, die alten Dichter von der liebenswürdigsten Seite erscheinen zu lassen, rühmend hervorgehoben werden. In der Auslassung von Strophen lüsternen Inhalts wurde er dabei von denselben Grundsätzen geleitet, welche für ihn bei der späteren größeren Publikation die maßgebenden waren. Tagelieder sind daher so gut wie ganz weggeblieben. Bei der Strophe des Herzogs von Anhalt MSH II_2 kann man jedoch im Zweifel sein, ob die Verse: Muest' ich bi der wolgetanen liebiu kint pronieren Und ein ganze naht bi ir dormieren! der Grund für ihre Weglassung gewesen sind, oder ob diese durch den Vers: swa si wonet, dar muoz ich iemer nigen bewirkt worden ist, welcher sich in der Fassung: swa si wont, dem lande muoz ich nigen eine Seite vorher bei dem Markgrafen von Brandenburg findet. Oft wiederkehrende Gedanken überhaupt hat er augenscheinlich absichtlich ausgelassen; namentlich kam hierbei natürlich die große Anzahl derjenigen Strophen in Betracht, in welchen sich die Dichter in dem bloßen Lob und Preis ihrer vrouwe gefallen.

Dafür hat er öfters solche ausgewählt, welche vermöge ihres allgemeineren Inhaltes mehr ein Licht auf die Denkart der Zeit als des Dichters werfen oder in irgend einer Weise einen Beitrag zur Kenntnis der Lebensverhältnisse des Dichters enthalten. In letzterer Beziehung stand ihm natürlich bei Walther eine große Menge zu Gebote, aber auch bei Rudolf von Rotenburg, Reinmar dem Alten und anderen hat er gerade solche Strophen herausgegriffen. Hierher muß auch der Umstand gerechnet werden, daß er bei dem Herzog von Brabant solche auswählt, welche mit den vielen französischen Lehnwörtern, welche sie enthalten, an die Heimat des Dichters erinnern, ebenso wie er in dem Verse des Heinrich von Sachs: Ich sachs[1]) an der min froeide lit (MSH III_1,) einen Hinweis auf den Verfasser der Strophe erblickte und sie aus diesem Grunde abdrucken zu müssen glaubte. Im allgemeinen bekundet er bei der Auswahl unzweifelhaft ein feines Verständnis für poetische Bilder und Ausdrucksweise. Und wenn man noch hinzunimmt, daß er auch ein Bild aus der großen Handschrift, nämlich dasjenige des Albrecht von Rapprechtsweil, reproduziert hat, so muß man gestehen, daß er sein Mögliches gethan hat, um das Interesse des Publikums für die Minnesinger zu erregen.

Wir besitzen mehrere Zeugnisse von befreundeten Gelehrten und Dichtern, welche sich brieflich Bodmer gegenüber in irgend einer Weise über die „Proben" äußern. Vom 18. Oktober 1748 datiert der — einzige — Brief Renners[2]), vom 4. Dezember ein Brief Schöpflins[3]); beide bedanken sich für die Zusendung des Buches, und Schöpflin weiß überdies noch Bodmer viele Lobesworte zu sagen. Im Januar 1749 schreibt Klopstock aus Langensalza, daß er „die Minnelieder bereits flüchtig gelesen und die schöne einfältige Natur darin bewundert habe". Er hat aber die „Proben" nicht von Bodmer zugesendet bekommen, bittet diesen vielmehr sogar, davon abzustehen, da er „itzo nicht aufgelegt sey, die Sprache dieser edlen Alten, welches doch, sie recht zu verstehen, nöthig ist, zu studieren"[4]). Zu Anfang April desselben Jahres sendet Hagedorn seinen Dank und fügt

---

1) Buchstäblich genau citiert.
2) Crüger, Zs. f. d. Phill. XVI, S. 197 ff.
3) Straßburger Studien, II, S. 474.
4) Weimarisches Jahrbuch, Bd. IV, 1856, S. 135. Auch in: Isis 1805.

seinem Briefe sogar ein kleines Gedicht hinzu, welches Stadtvogt Renner „in der Sprache des 13. Jahrhunderts" auf die altdeutschen Bestrebungen Bodmers und Breitingers gedichtet; leider scheint dasselbe nicht mehr erhalten zu sein [1]). Im Mai 1749 endlich wünscht Gellert, daß die Herausgabe des ganzen Werkes nur in Bodmers Händen verbliebe [2]).

Eine Sonderstellung unter allen diesen nehmen Gottsched und Lessing ein. Gottsched teilte selbstverständlich nicht brieflich wie jene Bodmer seine Meinung mit, aber er wußte ihm auf eine andere Art und Weise etwas anzuhängen. Als er nämlich im Jahre 1749 seine „Gesammelten Reden" herausgab, fügte er darin seiner „Abhandlung von dem Flore der deutschen Poesie" eine Anmerkung hinzu, in welcher er in der von Bodmer gegebenen Geschichte des Kodex den Hauptknoten vermißt, „wie nämlich dieser Schatz nach Paris gekommen sey". Er selbst hatte als Grund dafür schon im Jahre 1746 die seltsame Geschichte von der schwedischen Königin Christine zu erzählen gewußt, welche auf ihrer Durchreise durch Deutschland auch Bremen passiert und auf irgend welche Weise die Urschrift (die Gottsched also ursprünglich auch nach Bremen gekommen sein läßt) von dort mit sich nach Paris entführt habe. Und auch noch in dem oben besprochenen: „Handlexikon der schönen Wissenschaften und freyen Künste" (1760) ergreift er die Gelegenheit, seinem Gegner einen Hieb zu versetzen, indem er nämlich an Bodmers „Proben" — ein Mal mit Recht, ein anderes Mal mit Unrecht — Verstümmelung der Verse zu rügen hat [3]). Auf die „Proben" bezieht es sich unzweifelhaft auch, wenn Lessing am 2. April 1758 an Moses Mendelssohn schreibt, er habe das alte schwäbische Deutsch gelernt und könne nunmehr die Gedichte darin, welche die Schweizer ans Licht bringen, mit vieler Leichtigkeit lesen; er wollte daher, daß Herr Nicolai nicht schon die Fabeln der Minnesinger und die Kriemhilden Rache recensiert hätte, er würde Verschiedenes dabey zu erinnern haben, welches zeigen könnte, daß die Schweizer dieser Arbeit bei weitem nicht so gewachsen sind, als sie glauben. „Sie

1) Briefe ber. und edl. Deutschen an Bodmer 1794: 7. April 1749.
2) ebenda.
3) Spalte 1426 und 1651.

haben in ihren Glossariis, die sie dem alten Dichter beigefügt, sehr grobe Fehler gemacht“ [1]).

Auf den Einfluß der „Proben“ und die persönliche Anregung Bodmers und Breitingers sind nun aber die Bemühungen des Professors Basilius Christian Bernhard Wiedeburg um den Jenaischen Kodex zurückzuführen. Zwar gehört, wie Joh. Crüger [2]) hervorgehoben hat, nicht ihm, sondern dem Jenaischen Bibliothekar Mylius und dem Adjunkt der philosophischen Fakultät daselbst Jakob Wilhelm Blaufus das Verdienst, demselben zuerst ihre Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Allein Mylius hatte sich mit einer kurzen Beschreibung in den Memorabilia Bibliothecae academicae Ienensis [3]) begnügt, und Blaufus, welcher eine Ausgabe mit kritischen Anmerkungen plante, war schon an der Mutlosigkeit der Verleger gescheitert. Und so ist denn doch Wiedeburg derjenige, welcher mit Verachtung aller Hindernisse, die ihm durch seine Stellung als Professor der Mathematik erwuchsen, den Kodex zum ersten Male ausführlicher bekannt gemacht hat. Er that dies in seinem Buche: „Ausführliche Nachricht von einigen alten teutschen poetischen Manuscripten aus dem dreyzehenden und vierzehenden Jahrhunderte, welche in der Jenaischen akademischen Bibliothek aufbehalten werden.“ (Jena 1754.)

Die Einrichtung dieses Buches, soweit es für uns in Betracht kommt [4]), läßt deutlich die Einwirkung der „Proben“ erkennen. Nachdem Wiedeburg in den beiden ersten Paragraphen der erwähnten Anzeige des Kodex von Seiten des Adjunkts und Bibliothekars Mylius gedacht hat, handelt er von der Historie des Manuskripts (§ 3), giebt eine Beschreibung desselben (§ 4—5) und sucht sodann, indem er von den einzelnen Dichtern einige Proben mitteilt, genau wie Bodmer und Goldast aus ihren Gedichten Notizen über ihre Lebensschicksale zu gewinnen (§§ 7 ff.). Genau wie Bodmer zieht er zu diesem Zwecke eine Reihe von alten Chroniken heran, namentlich weiß er für den Wartburgkrieg aus thüringischen Urkunden mancherlei Material herbeizubringen. Daneben hat er auch die Be-

---

1) Lessings sämmtl. Schriften, hrsgeg. von Lachmann, Bd. XII, S. 116.

2) Zs. f. d. Phill. XVI, S. 207.

3) 1746, No. 18, S. 376.

4) Nur der erste Teil.

richte eines Spangenberg (natürlich in dem Auszuge bei Hannmann), eines Taubmann, Morhof, Albrecht Christian Rothe und Wagenseil gelesen. Zum Schluß endlich (§ 51) liefert er eine Vergleichung des Jenaischen mit dem Manessischen Kodex, indem er unter anderm auch Proben aus beiden neben einander stellt, um „die Verschiedenheit des Dialects und der Rechtschreibung" zu zeigen. Aber auch ihm hatte ebenso wie Blaufus die Auffindung eines Verlegers große Schwierigkeiten gemacht. Und da er hieran sogar zu verzweifeln angefangen, hatte er wenigstens eine vollständige Abschrift von dem Kodex genommen und dieselbe zur Verwertung bei der Gesamtveröffentlichung der Manessischen Handschrift an Bodmer geschickt[1]).

In die Zeit von 1748—58 fallen noch die „Neuen kritischen Briefe über ganz verschiedene Sachen von verschiedenen Verfassern" aus dem Jahre 1749. Sie bilden gleichsam in denjenigen Partieen, welche sich auf die Minnesinger beziehen — und es sind nicht weniger als 17 Briefe — die litterar-historische Ergänzung zu den „Proben". Wenn auch Breitinger und Ramler[2]) an der Herausgabe dieses Buches beteiligt sind, so stammen doch ohne Zweifel gerade diese Briefe von Bodmer allein her, denn schon in einem Briefe an Gleim vom 11. September 1748[3]) hatte er den Plan, den er hier ausführt, offen ausgesprochen, wenn er sagt: „In meinen neuen kritischen Briefen, welche ich jetzt vollends ausputze, werde ich von der Aehnlichkeit der schwäbischen und der provenzalischen Poesie, und von den moralischen und physikalischen Ursachen des schnellen Wachsthums der ersteren, allerlei seltsame Dinge zu sagen haben." Davon ausgehend, daß die Blütezeit der schwäbischen Poesie nur ca. 150 Jahre (von 1180—1330) gedauert habe, versucht er zu beweisen, daß sie von der provenzalischen, welche kurze Zeit vorher geblüht habe, in das Leben gerufen und ziemlich gleichzeitig mit ihr wieder verschwunden sei. Aber seltsam sind in der That die Begründungen, die er hierfür angiebt. Denn was soll man beispielsweise dazu sagen, wenn er die Blüte und den Niedergang der deutschen Poesie von den klimatischen Verhältnissen abhängig zu machen sucht[4])? Viel besser ist es, wenn er von dem Zusammentreffen der Deutschen

---

1) Crüger, Zs. f. d. Phill. XVI, S. 211.
2) vgl. Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., 8. Heft, Seite 102 (63).
3) Briefe deutscher Gelehrten, I, S. 97.
4) 11. Brief.

und der Provenzalen auf den Kreuzzügen einen Einfluß auf die Poesie ableiten will, oder wenn er auf die Aehnlichkeiten beider in Gedanken und Ausdrucksweise aufmerksam macht. „Gleiche Sorge für die Ehre der Geliebten" findet er bei beiden, „gleiche Verschwiegenheit, gleiche Höhe der Sehnsucht, gleiche Standhaftigkeit in der Aufwartung, gleiches Lob der Liebesbeschwerden" [1]). Aber wir dürfen hierauf nicht ausführlicher eingehen, und so ist es denn, nachdem wir noch erwähnt haben, daß er auch in den Briefen an Aristus, die seinen „Gedichten in gereimten Versen, mit J. G. Schuldheißen Anmerkungen, 2. Aufl. 1754" beigefügt sind, einige Untersuchungen über die Minnesinger anstellt und sich auch ferner, die provenzalische Poesie gründlich kennen zu lernen [2]), eifrig bemüht, jetzt vielmehr unsere Aufgabe, ihn auf dem schweren Gange zu der zweiten größeren Veröffentlichung aus dem Kodex zu begleiten.

Die Hauptschwierigkeit, welche ihm und Breitinger — denn auch dieser ist an derselben beteiligt — dabei erwuchs, war die Auffindung eines Verlegers. Sie versuchten, sich mit den deutschen Gesellschaften in Verbindung zu setzen, um dieselben zur Herausgabe einer vollständigen Sammlung aller alten deutschen Gedichte zu veranlassen, die als eine Fortsetzung des Schilterschen Thesaurus eingerichtet werden sollte. Die deutschen Gesellschaften jedoch zeigten wenig Interesse für die Sache, und so mußten sie sich denn entschließen, dieselbe in ihre eigenen Hände zu nehmen. Aber sie wußten, daß sie nur auf einen sehr kleinen ausgewählten Leserkreis rechnen durften. Um daher überhaupt nur die Möglichkeit für sich zu haben, einen Verleger für ihr Unternehmen zu gewinnen, sahen sie sich gezwungen, von vornherein eine Subskriptionsliste für dasselbe cirkulieren zu lassen. Nach allen Richtungen wandten sie sich zu diesem Zwecke, und wir sind in der glücklichen Lage, über den Erfolg dieser Bemühungen ziemlich genau orientiert zu sein. J. G. Sulzer in Berlin macht ihnen beispielsweise Hoffnung auf etwa zehn Subskribenten; Stadtvogt Renner in Bremen hat außer sich selbst noch drei gefunden; Wiedeburg in Jena, der anfangs nur zehn

---

1) 14. Brief.

2) Brief Hallers an Bodmer vom 20. August 1753 (in: Briefe ber. u. edl. Deutsch. an Bodmer, 1794). Haller verspricht, die „provenzalischen Gedichte", um die Bodmer jedenfalls gebeten hatte, in der Bibliothek zu Bern aufsuchen zu lassen.

ausfindig gemacht hat, getraut sich am 5. Januar 1756 doch schon deren etwa 30 zusammenzubringen [1]), und Jakob Hermann Obereit, der Entdecker der Nibelungen, verspricht, sich in Berlin und Frankfurt der Sache anzunehmen [2]). Aber Wiedeburg ist in demselben Briefe auch derjenige gewesen, der Bodmer den Vorschlag zur Gründung einer geschlossenen Gesellschaft von Liebhabern für die Minnesinger gemacht hat. In der That wenigstens ist eine derartige Gesellschaft, welche sich von vornherein für die Druckkosten der herauszugebenden Altertümer verbürgte, zustande gekommen. Auf ihre Kosten wurden im Jahre 1757 mit dem Zwecke, das Interesse des Publikums für dergleichen Dinge zu untersuchen, die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" herausgegeben. Nur von ihrem Erfolge sollte das Erscheinen oder Nichterscheinen der großen Sammlung abhängen. Aber auch dieser ist nicht groß gewesen. Gleim wurden ein Dutzend Exemplare derselben von Sulzer geradezu aufgedrungen [3]), Obereit glaubte deren sechs Stück vertreiben zu können [4]), und wenn man noch Wiedeburgs Brief vom 15. Mai 1757 hinzurechnet, in dem er sich für die Zusendung derselben bedankt, so scheinen das ihre einzigen Erfolge gewesen zu sein [5]).

Vielleicht sollte Bodmers zweite Veröffentlichung aus dem Jahre 1757: „Chriemhilden Rache und die Klage, zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpuncte", worin er auch einige Proben aus den Minnesingern mitteilt, ein ähnlicher Versuch sein, den Geschmack des Publikums zu erproben. Aber auch dieses Buch hat, wie Zarncke in seiner Ausgabe des Nibelungenliedes gezeigt hat, nur wenig Beachtung gefunden [6]).

So ist es denn der Gesellschaft von Freunden der Minnesinger und namentlich natürlich Bodmer und Breitinger nur zu um so größerer Ehre anzurechnen, daß sie trotz aller Schwierigkeiten das Unternehmen dennoch zustande gebracht haben. In den Jahren 1758—59 erschien denn endlich das große Werk unter dem Titel: „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpuncte,

---

1) Crüger, Zs. f. d. Phill., XVI, S. 217.
2) Ders., Der Entdecker der Nibelungen, 1883, S. 39 f.
3) Briefe deutscher Gelehrten, I, S. 275.
4) a. a. O. S. 41.
5) Zs. f. d. Phill., XVI, S. 219.
6) 6. Aufl., S. XXVI.

140 Dichter enthaltend; durch Rüdiger Maneßen. 2 Theile. Durch Vorschub einer ansehnlichen Zahl von Freunden des Minnegesanges."

Auf die Geschichte der Manessischen Handschrift und die Angaben über die Lebensumstände einiger Dichter, welche auch hier vorausgeschickt werden, haben die Herausgeber dieses Mal kein großes Gewicht gelegt, denn es kam ihnen, wie sie sagen, vielmehr lediglich darauf an, eine sorgfältige und genaue Abschrift des Kodex zu geben. Wo sie in ihrem Werke — bei dem Wartburgkriege — die Jenaische Handschrift herangezogen, haben sie die Abweichungen derselben unter dem Texte hinzugefügt, wie sie denn auch selbst bekennen, daß sie von einer kritischen Behandlung des Textes abgesehen haben. Gleichwohl haben sie sich bereits „eine kleine Liste von Versehen der Urkunde gemachet", welche sie bei der „ersten, bequemen Gelegenheit" zu liefern versprechen. Aber sie haben dieses Versprechen nicht eingelöst, und erst zwei volle Menschenalter später wurde nicht nur der Handschrift die erste umfassendere kritische Behandlung zu Teil, sondern auch das wahre Verhältnis dieses Bodmer-Breitingerschen Abdruckes zu dem Kodex festgestellt. Hatten nämlich die Herausgeber Wiederholungen und Stellen „von überspanntem und anstößigem Inhalt" ausscheiden zu sollen geglaubt, so wiesen ziemlich gleichzeitig in den Jahren 1809 und 1810 G. W. Raßmann und G. Fr. Benecke [1]) nach, daß die Auslassungen viel bedeutender sind, als es nach jenen Worten der Herausgeber scheinen sollte, und daß deren Gründe bei sehr vielen Ausscheidungen gar nicht stichhielten. Von Otto von Botenlauben waren beispielsweise 88 Zeilen weggeblieben, von Gottfried von Neifen 169 Strophen, von Rudolf von Rotenburg 6 sehr lange Leiche. Ueberdies fehlte bei Bodmer-Breitinger die Abteilung der Lieder, und selbst die Orthographie war aus Mangel an entsprechenden Schriftzeichen in vielen Fällen eine andere geworden, als die Urschrift sie aufwies. Immerhin aber darf die Liebe der Herausgeber zu den alten Dichtern, wenn sie anstößige Stellen fortließen, nicht verkannt werden.

---

1) G. W. Raßmann, Museum für altdeutsche Litteratur u. Kunst, hrsgeg. von v. d. Hagen, Docen u. Büsching, Bd. I, 2. Stück, S. 313 ff. (Berlin 1809). Mit Vorrede v. d. Hagens. — G. Fr. Benecke, Beyträge zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Litteratur. Erster Band, 1810 (I. Teil). Hierzu vgl. die Ankündigung im Morgenblatt 1808, No. 132, S. 528, und die Besprechung durch von der Hagen in der Jenaischen Allgem. Litteraturzeitung vom 22. Oktober 1810, No. 244 u. 245.

War dies bei ihnen eine Rücksicht auf den Ruf der Dichter selbst, so wurde Gleim später vielmehr durch die eigene moralische Scheu veranlaßt, bei seinen Nachdichtungen das Gleiche zu thun.

Im allgemeinen schienen Bodmer und Breitinger doch zu empfinden, daß es zur erschöpfenden Behandlung der Minnesinger neuer und wohl auch jüngerer Kräfte bedurfte. Das beweist der Umstand, daß sie am Schlusse des Vorwortes zum zweiten Teile eine ganze Reihe von Thematen über dieses Gebiet andern „fähigen Köpfen" empfehlen. Und auch hier werden wir später Gleim — in seiner Vorrede zu den „Gedichten nach den Minnesingern" — auf ähnlichem Wege finden.

Vielleicht erschien J. H. Obereit Bodmer geeignet, in seine Fußspuren zu treten. Wenigstens hat er ihm seinen Entschluß, von der Bearbeitung eines dritten, meist grammatischen Teiles abzustehen, mitgeteilt [1]). Obereit ist jedoch nicht dazu gekommen, sein Interesse an den altdeutschen Studien muß vielmehr bald gänzlich erloschen sein. Wenn er aber in jenem Briefe Bodmer empfiehlt, sein Augenmerk mehr „dem Genie, der Denkart und dem Moralischen der Minnesinger" zuzuwenden, „um eine schöne und gute Natürlichkeit in ihrer puresten Einfalt mehr aufzudeken und zu befördern im Gegenhalt mit der homerischen Natur und biblischen Einfalt", so ist dieser Brief ohne Zweifel von Einfluß auf Bodmers Aufsätze in den „Literarischen Denkmalen von verschiedenen Verfassern" geworden. Diese erschienen im Jahre 1779 und haben Bodmer zum alleinigen Verfasser [2]). Die vollen zwanzig Jahre, welche zwischen diesen und der „Sammlung" liegen, sind durch Bodmers eigene dichterische Thätigkeit ausgefüllt. Vielleicht hatte er durch den geringen Erfolg der „Sammlung", wie dieser durch mehrere Briefe an Schinz sattsam bezeugt ist [3]), die Lust zu dem Gegenstande verloren. Daß er während dieser Zeit aber die Minnesinger nicht ganz aus den Augen gelassen hat, werden ein paar poetische Versuche, welche wir in einem späteren Kapitel zu besprechen haben, erweisen.

Bei der Abfassung der „Literarischen Denkmale" hatte Bodmer

---

1) vgl. Brief Obereits an Bodmer vom 24. Dezember 1759 (bei: Crüger, Entdecker der Nibelungen, S. 43).

2) vgl. Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., 8. Heft, S. 11, No. 102.

3) vgl. Crüger, Die erste Gesamtausgabe der Nibelungen, Frankfurt a. M., 1884, SS. 4, 10, 11 u. ferner.

bereits sein achtzigstes Lebensjahr überschritten. Noch einmal [1]) versetzt sich der Greis in die „empfindsamen Jahre des Jünglings“ zurück, wo er durch die „Entdeckung des Minnegesanges“ zu hoher Begeisterung für die deutsche Vergangenheit erhoben wurde. „Ich sahe mich“ — so sagt er — „von den Sängern der Minne in eine neue Welt versetzet, es war nicht die, die ich mir von den Zeiten der Barbaren und des Faustrechtes vorgestellt hatte.“ Noch einmal flüchtet er sich, gewiß infolge einer Verbitterung gegen seine Zeit, zu den alten deutschen Sängern, um an ihren Gedichten die Macht der Poesie noch einmal recht zu empfinden. Und so kommt es denn, daß er nicht nur fast in allen Aufsätzen dieses Buches die Minnesinger heranzieht, sondern auch daß diese Aufsätze trotz ihrer Ueberschriften mehr einen populären als wissenschaftlichen, ja geradezu einen persönlichen Charakter tragen. Man hat bei ihrer Lektüre den Eindruck, als ob Bodmer sie für sich ganz allein geschrieben habe, um sich durch den Genuß an den Liedern der Minnesinger oder der altschwäbischen Dichter überhaupt für allen Kummer, den er um ihretwillen erlitten hatte, zu entschädigen. Und darum tönen denn auch seine Worte gar oft wie eine Apologie der alten Dichter gegen die mannigfachen Aussetzungen und Tadel, welche er noch immer aus dem Munde seiner Zeit zu vernehmen glaubt. Demgegenüber scheut er sich nicht, ihre Gedichte wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit den Gesängen Homers an die Seite zu stellen [2]) und sogar zu behaupten, daß selbst Luther gar nicht nötig gehabt hätte, „die Grundsätze der Sprache niederzureißen, wenn er jene Klassiker gekannt hätte“ [3]). In alle diese Auseinandersetzungen hat Bodmer aber auch hier und da einzelne wirklich wissenschaftliche Untersuchungen und Bemerkungen eingeflochten, welche hier jedoch übergangen werden dürfen. Von Bedeutung für die Folgezeit indes wurde es, daß er in diesem Buche, und zwar in der Abhandlung von der „Epopöe des altschwäbischen Zeitpunktes“, noch auf eine neue Minnesingerhandschrift, die sog. Weingartner, aufmerksam machte.

Bodmer starb zu Anfang des Jahres 1783. Bis in seine

---

1) in dem Aufsatze: Kritos Bekenntniß. Revolution in der deutschen Litteratur, S. 164 ff.

2) in den Aufsätzen: „Homers edle Einfalt“ und „Schwierigkeiten, den Homer zu verdeutschen“.

3) in dem Aufsatze: „Die Grenzen der Sprachlehre“.

letzten Lebensjahre verfolgte ihn die Liebe zu unsern alten Liederdichtern. In den Jahren 1780—81 erschienen die „Altenglischen" bez. „Altenglischen und altschwäbischen Balladen" im „Sylbenmaß der altschwäbischen Minnesinger", welches er kurzweg als das Eschilbachische bezeichnet. Im Jahre 1781 beklagt er sich noch einmal in den „Litterarischen Pamphleten [1])" über „die kaltblütige Unempfindlichkeit, mit welcher man die minneklichen Minnelieder zu Grunde gehen ließ", und in seinem vierundachtzigsten Lebensjahre endlich [2]) träumt er sich sogar noch in die Mitte der alten Sänger zurück. Daß man in wissenschaftlicher Beziehung seit 1759 allmählich fortzuschreiten begonnen, das lag in der Natur der Sache. Die ersten Anfänge eines Auflebens des Minnesangs in der Dichtung jedoch lehnen sich lediglich an Bodmers und Breitingers Veröffentlichungen aus dem großen Kodex an.

---

1) S. 14.

2) Bodmers Apollinarien, hrsgeg. von Stäublin, 1783. Vgl. Kapitel II, S. 69.



Schlußbemerkung.

Obige Dissertation bildet das erste Kapitel meiner Arbeit über „Das Aufleben des altdeutschen Minnesangs in der neueren deutschen Litteratur". Ein zweites, drittes und viertes Kapitel, worin ich sowohl die wissenschaftlichen Bemühungen bis an die Grenze unserer Tage weiter verfolgen, wie auch die Erneuerungsversuche, welche durch das Aufleben des Minnesangs in der Wissenschaft hervorgerufen worden sind, besprechen werde, gedenke ich in kurzer Frist zu veröffentlichen.